



Karl May Jahrbuch 1920

Herausgegeben von Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel

3. Jahr

Radebeul bei Dresden 1919 / Karl-May-Verlag

Inhaltsverzeichnis

Das dritte Jahr. Von Fritz Barthel	© 5
Im Sonnentau. Erzgebirgische Dorfgeschichte. Von Karl May	12
Aus Karl Mays literarischem Nachlaß. Von Oberlehrer Dr. Max Finke	53
Winnetous Testament. Von Klara May	89
Die Moahöhle. Reiseerlebnis in Neuseeland. Von Sibylle Brandis	© 94
Etwas vom nordamerikanischen Pelzhandel. Von Otto Gottstein	© 124
Die Friedenspfeife. Zwei Gesänge. Von Max Caro	131
John Stuart Smallwoods Ende. Von Otto Cesar Artbauer	134
Der orientalische Reise- und Abenteuerroman. Von Dr. Rudolf Beissel	© 142
Kara Ben Nemsis Vermächtnis. Von Erich Beuter	© 178
Die kriminalpsychologische Seite des Karl-May-Problems. Von Amtsrichter Dr. Albert Hellwig	© 187
Die treue deutsche Jugend. Gedicht. Von Karl Schworm	© 251
Das Römerschwert. Erzählung aus Dalmatien. Von Wenzel Urban †	252
Ein Doppelgänger? Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	© 276
Karl Mays Einfluß auf unser Leben. Drei Skizzen. Von Kooperator Franz Ernst , Redakteur Wilhelm Hane und Lehrerin Lisbeth Barchewitz	© 297
Wie Jussuf seine Madonna fand. Ein Erlebnis aus dem ersten Balkankrieg. Von Hauptmann a. D. Ludwig Rhein	© 318
Aus der Geschichte des deutschen Abenteuerromans. Von Dr. Hubert Rausse	348
Das Recht auf Phantasie. Eine juristische Plauderei. Von Dr. jur et theol. Emil Sehling	363
Die Kriegskasse. Erzählung aus den Tagen Napoleons I. Von Karl May	376
Karl Peters und seine weltpolitische Bedeutung. Von Hauptmann a. D. Dr. Paul Leutwein	© 401
Ein Karpathenabenteuer. Von Dr. Karl Hans Strobl	437
Der Edelmensch in Karl Mays Werken. Von Redakteur Eugen Barnick	461
Heimfahrt. Gedicht. Von Karl May	468
Im wilden Kurdistan. Von Max Kirsch, bekannt als „Fremdenlegionär Kirsch“	© 469
Das Rätsel Karl May. Von Hauptmann a. D. August Niemann †	486
Einsicht. Gedicht. Von Karl May	496

Verzeichnis der Abbildungen

- Frontispiz Abu Kital. Nach einer Zeichnung von Professor Sascha Schneider.
- Nach S. 64 Handschrift zu Karl Mays Gedicht „Nacht“.
- Nach S. 96 Karl May an den Niagara-Falls. Photographie von Klara May.
- Nach S. 176 Moavogel.
- Nach S. 192 Der Taupo-See.
- Nach S. 288 Karl May um 1880. Direktor Schneemann mit dem „Doppelgänger“.
- Nach S. 352 Karl May, Prof. Sascha Schneider, Prof. Selmar Werner und Prof. Wilhelm Kreis.
- Nach S. 384 Dr. Karl Peters. Nach einer Zeichnung von Prof. W. Jordan.
- Nach S. 464 Max Kirsch, der frühere Fremdenlegionär, als Araberscheik.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]
[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]



Karl May, Prof. Sascha Schneider, Prof. Selmar Werner und Prof. Wilhelm Kreis

[5]

Das dritte Jahr
Von Fritz Barthel

©

Im Sonnentau

Erzgebirgische Dorfgeschichte

Von Karl May

1. Der Grenzmeister

Es war gegen Abend. Ein Wanderer, das volle Ränzchen auf dem Rücken und den Knotenstock in der Hand, schritt jugendlich elastischen Schrittes die Bergstraße dahin, die in zahlreichen Windungen den Rücken der Höhe zu erreichen suchte. An einer Stelle, wo ein schmaler Waldpfad in die Landstraße mündete, blieb er nachdenkend stehen.

„Das muß der Steg sein, der grad auf die Forstschenk' führt. Ich werd' ihn gehn, denn dann schneid' ich eine gute Viertelstund' von der Wanderung ab!“

Er sprang über den Straßengraben und betrat den Wald, der hier frei von Unterholz war, so daß man dem Steige, welcher in gerader Richtung empor stieg, gut zu folgen vermochte. So einsam es hier auf und zwischen den Bergen zu sein pflegte, nach einiger Zeit vernahm er entgegenkommende Schritte. Der biedere, treuherzige Gebirgsbewohner schreitet selbst an dem Fremden nicht gern schweigsam vorüber; er muß wenigstens einen teilnehmenden Gruß mit ihm wechseln. Der Kommende war ein alter [13] Mann, der den steilen Abhang nur mühsam hinabzusteigen vermochte.

„Grüß Gott, Alter!“

„Grüß Gott! Wohin, junger Mann?“

„Nach Gründorf hinauf.“

„Da hast noch anderthalb Stund' zu gehn. Mach schnell, eh' der Abend kommt, damit dir nix passiert!“

„Nix passiert? Ist denn Gefahr dabei?“

„Kann sein! Bist wohl fremd in der Gegend?“

„Ich war mehrere Jahr' net hier.“

„So weißt auch nix von dem Grenzmeister?“

„Nein. Was ist mit ihm? Vor zwanzig Jahr'n hat er mal sein Wes'n hier gehabt.“

„Und jetzt nun wieder. Die Schmuggler und Wildfänger sind ihm untertan; niemand weiß, wer er eigentlich ist; aber er macht seine Sach' so schlimm und verweg'n, daß der König sogar Militär hergeschickt hat, um ihn zu fangen. Beim Ulmenbauer in Gründorf liegt der Offizier.“

„Habt Dank für die Warnung! Geht dieser Steg zur Forstschenk' hinauf?“

„Ja. Wirst dort Gesellschaft find'n. Der Offizier sitzt da, um von dem Umgang auszuruhen, und bei ihm der blinde Torbauer aus Gründorf. Er ist in der Stadt gewes'n. Kannst vielleicht noch mit Platz find'n auf seinem Rollwägele. Gut' Nacht!“

„Gut' Nacht!“

Der Jüngling stieg von neuem bergauf. Nachdem er mit dem Pfade mehrere Straßenkrümmungen durchschritten hatte, stand er auf der Höhe und sah die Forstschenke vor sich liegen. Er nahte ihr von der Waldseite und trat durch die Hintertür ein, um [14] sich von der anwesenden Wirtin ein Glas Bier geben zu lassen.

Er nahm in der Nähe des offenstehenden Fensters Platz und bemerkte einen draußen haltenden Korbwagen, an dem der teilnahmslos vor sich hinblickende Knecht lehnte. An dem vor der Tür in die Erde eingemauerten Tische saßen die beiden, von denen der Alte gesprochen hatte. Der Leutnant war einer jener Schüler des Mars, die ihre wohlgepflegte Erscheinung für ebenso unwiderstehlich halten wie die Klinge ihres Degens; das war ihm auf den ersten Blick anzusehen. Von seinem stutzerhaften Aeußern stach die hohe, einfache und schlicht gekleidete Gestalt des Torbauern, aus dessen Gesicht zwei leb- und ausdruckslose Augen starrten, gewaltig ab. Sie hatten das Erscheinen des jungen Mannes nicht bemerkt und fuhren in ihrer laut gepflogenen Unterhaltung ungezwungen fort.

„Ja,“ meinte der bei ihnen stehende Wirt, „Eure Red' in aller Ehr'n, aber es können noch dreimal so viel Soldat'n kommen, wie Ihr habt, dem Grenzmeister kommt Ihr doch net bei. Ihm ist die ganze Grenz' hier untertan, davon hat er doch auch den Namen; seine eigenen Leut' wissen net, wer er ist, aber gehorsam sind sie ihm auf jedes Wort und jeden Wink, denn es soll gar schrecklich sein, mit ihm Feind zu werd'n.“

Drum steht er auch sonst überall gewaltig in Respekt, so daß auch der beste Untertan net wagt, etwas geg'n ihn zu tun. Wer's dennoch unternimmt, der ist verlor'n. Ihr habt ja selber die Leich'n gefunden von denen, die ihm in den Weg gekommen sind. Es ist grad wie vor zwanzig Jahr'n. Wer ihn in **[15]** Gefahr bringt, der muß sterb'n oder wird geblendet. Der Schubert hier kann auch ein Wörtle davon red'n!"

„Wieso?“ fragte der Offizier.

„Weil grad auch ihm der Grenzmeister das Aug'nlicht genommen hat.“

„Euch, Torbauer? Ist das wahr?“

„Leider!“ antwortete dieser, während es halb wie Trauer sich über sein Gesicht legte, halb wie Grimm darüber zuckte.

„Erzählt, erzählt. Das muß ich hören!“

„Ich muß Euch sag'n, daß ich auch Soldat gewes'n bin. Ich war Korporal und wurd' nachher hier bei der Grenz' in Gründorf angestellt. Der damalige Torbauer hatt' das einzige Kind, die Anna, das schönste und liebste Madel weit und breit, und es dauerte net lang, war ich mit ihr eins.“

„Und hast sie auch bekommen,“ fiel der Wirt ein, „obgleich der Ulmenbauer sie dir wegschnappen wollt' und ihr nachgegangen ist auf Schritt und Tritt. Er war kurz vorher aus dem Zuchthaus entlassen und wär vielleicht noch heut nix wert, wenn er die Ulmenbäuerin net bekommen hätt'. Sie war Witwe, hatt' nur das einz'ge Kind, den Heiner, und bracht' ihm das Anwesen mit, das er so viel vergrößert und verschönert hat.“

„Wie! Der Ulmenbauer, bei dem ich wohne, hat im Zuchthaus gesessen?“ fragte der Offizier überrascht.

„Ja,“ antwortete der Wirt mit zweideutigem Lächeln, „aber er wird's Euch nur nicht gesagt hab'n. Er war auch an der Grenz' angestellt; aber es kam heraus, **[16]** daß er's im Stillen mit den Paschern hielt und viel Geld von ihnen bezog. Das hat ihn auf mehrere Jahr' hinter Schloß und Riegel gebracht. Schad' um die Ulmenbäu'rin, die mit ihm ein grausam schlimmes Los gezog'n hat, und um den Heiner, der so gut und brav ist wie nur irgend einer und nur den Sklav' und Leibeignen gemacht hat, bis er zum Militair gezog'n wurd'.“

„Dess' ist er froh gewes'n und hat sich auch net ein einzig mal auf Urlaub blicken lass'n. Er muß nun bald los sein,“ sagte der Torbauer.

„Morgen kommt er, wie mir der Ulmenbauer berichtete,“ meinte der Offizier. „Aber, fahrt jetzt fort, Schubert!“

„Also,“ erzählte dieser weiter, „die Anna war reich, deshalb wollt' ich's gern vorwärts bringen und gab mir alle Müh', meine Pflicht und noch mehr zu tun. Der Grenzmeister hatt' grad angefangen, das Gebirg' unsicher zu mach'n, und ich lag Tag und Nacht im Wald', um ihm das Handwerk zu leg'n. Das hat er auch gewußt, denn es ist mir gar manche Drohung von ihm zugegang'n, aber es ist mir net eingefall'n, darauf zu hör'n. Da geh' ich mal am Abend beim alten Schacht vorüber, den sie vor Zeit'n zugeschüttet hab'n, und seh darüber eine Helligkeit, als ob ein Feuer drunt'n angemacht sei. Leis' schleich ich mich hinzu, kriech' die Böschung hinauf und leg' mich auf den Schutt, um in den Zusammenbruch hinabzuschauen. Drunten sitz'n acht Männer um das Feuer; die Büchs'n lieg'n bei ihnen und die Pakete auch, die Schmuggelgut enthalten hab'n. Ich will gern hör'n, was sie sprechen, und ich **[17]** schieb' mich deshalb noch etwas weiter vor. Da aber gibt das Geröll nach, rollt hinab, und ich schieß' hinunter, mitt'n unter sie hinein. Im Nu sind sie über mich her, und ich bin gefesselt und geknebelt, eh' ich mir's verseh'. Gekannt hat ich net einen einzigen von ihnen, sie mich aber auf der Stell'!

„Holla, der Schubert!' hat's gerufen. ‚Wie gut, daß keiner aus Gründorf dabei ist! Er will net auf unsere Warnung hör'n, und nun müss'n wir ihn dem Meister bringen.‘

Ob ich gewollt hab' oder net, das war ganz gleich; sie hab'n mir die Augen verbund'n und mich mit sich fortgeschleppt. Es ist immer durch Busch und Wald gegangen, bis wir endlich an einem Ort gehalten hab'n, wo der Bod'n weich und moosig gewes'n ist und es einen Geruch ringsum gegeben hat, den ich noch nie gefund'n und mir nachher scharf eingepägt hab.

„Bück' Dich!' hat's geheiß'n, und als ich's tu, werd' ich durch ein Loch geschob'n, durch das sie mir folgen. Da sind wir in ein Gemach oder eine Höhl' gelangt, wo ich hab' aufrecht stehen können. Hier mußst' ich mich niedersetzen auf den Sitz, der ein Klotz gewes'n ist, und dann blieb es still um mich, bis der Meister gekommen ist. Er hat Beratung gehalt'n mit leiser Stimme und ich konnt' nix davon verstehn als nur zuletzt:

„Er soll Euch net wiedererkennen!“

D'rauf wird mir die Bind' abgenommen, und als ich nun die Aug'n auftu' und um mich sehen will, da kracht ein Schuß mir grad vor dem Gesicht los, und **[18]** ich stürz' zusammen, aber net tot, sondern bloß vor

Schreck und Schmerz, denn das Pistol war nur mit Pulver gelad'n, das mir in die Aug'n gefahren ist. Ich hab gestöhnt und gewimmert vor Qual, sie aber hab'n darüber gelacht und mich zurückgeschafft ins Dorf bis vor meine Tür.“

Er schwieg. Auch abgesehen von der Blindheit der Augen waren in seinem Gesicht die Spuren jenes fürchterlichen Schusses noch deutlich zu erkennen. Der Blick des Offiziers ruhte zwar mitleidig, aber doch nicht ohne Selbstbewußtsein auf ihm.

„Das war teuflisch grausam von den Halunken,“ meinte er; „aber hättet Ihr eine bessere Taktik befolgt, so wäre es nicht geschehen. Ihr müßtet sofort Hilfe holen und sie festnehmen, ohne sie erst ewig belauschen zu wollen!“

„Das ist Eure Ansicht, aber net die meine. Mir lag grad eben so viel an dem Meister wie an ihnen, und ich wollte sehn, ob er dabei sei, oder doch etwas über ihn vernehmen. Nachher hab ich lang' darnieder geleg'n; die Aerzt' sind gekommen, um an mir herum zu schneid'n und zu quacksalbern, aber das Aug'nlicht ist doch weg gewes'n, das hab'n sie mir net wiederschaff'n könn'n. Was wär nun aus mir geword'n mit der Pension, von der ich gar net red'n mag! Aber die Anna ist mir gut geblieb'n; sie hätt' nun gar andere Partien gehabt, und der Oppermann hat schier Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sie mir abspenstig zu mach'n. Sie ist meine Frau geword'n, und ich hab' nachher den Torhof geerbt, der mich ernährt, trotz meiner armen Aug'n, die mir noch jetzt oft solch'n Schmerz bereit'n, daß mir nix [19] hilft, als Sonnentau, den ich mir holen lass' um ihn aufzuleg'n.“

„Und der Grenzmeister?“

„Der ist schadlos ausgegangen. Die Behörd' hat alles getan, um seiner habhaft zu werd'n, es hat nix genutzt; denn ist auch 'mal ein Pascher oder Wild'rer festgenommen word'n, so hat er ihn doch net verrat'n, entweder weil er wirklich nix gewußt oder aus Angst vor ihm geschwieg'n hat. Doch ist es ihm mit der Zeit zu schwül geword'n, so daß er das Handwerk aufgegeben hat. Vielleicht ist's auch nur mit größ'rer Stille betrieben word'n, bis jetzt der neue Zolltarif auch neue Lockung gibt. Ich selber hab' mich nachher wohl tausendmal hinausführ'n lassen in den Wald und ihn Strich um Strich durchgenommen, um den Geruch wiederzufind'n, der mir damals so aufgefallen ist, aber vergebens. Er ist so scharf und stechend gewes'n, gar net wie von einer Pflanz' und doch dabei so fein wie von Hollunderblüt'. Wo der Geruch ist, da muß auch die Höhl' sein, denn ich hab' ihn sonst im ganz'n Wald niemals wo anders net getroff'n.“

„Habt Ihr denn auch keine Vermutung gehabt, wer der Grenzmeister sein könne?["]

„Davon red' ich net. Die Vermutung führt oft irr'; der Beweis, das ist die Hauptsach'!“

„Die Vermutung hat auch ihre Gründe, die, geschickt benutzt, zum Beweise führen können. Hätte ich nur den kleinsten Anhalt, so würde der Meister mein, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“

„Ja, Ihr seid ein vornehmer Herr und viel klüger als unsereins. Eure Taktik wird's schon so weit [20] bringen, daß Ihr ihn fangt – – oder er Euch. Jetzt aber muß ich heim. Wollt Ihr mit aufsteig'n, Herr?“

„Ich habe meine Erkundung beendet und nehme Euer Anerbieten an.“

Der Knecht saß schon auf dem Wagen; sie nahmen nun auch Platz und fuhren davon. Als der Wirt in die Stube trat, bemerkte er den Jüngling und rief, halb verlegen:

„Heiner, du! Hast den Abschied erhalt'n?“

„Ja, Forstwirt. Ihr habt's ja vorhin gehört, daß ich morgen kommen soll.“

„Das ist wahr. Wirst Freud' anricht'n bei der Mutter! Ich hab' sie lange Zeit net gesehn, aber sie soll ganz abgemagert sein. Wirst schon merk'n, wo die Hilf' herkommen muß.“

Während die beiden noch ein Weilchen beieinander saßen, suchte der Wagen mit dem Leutnant und dem Torbauer in schneller Fahrt sein Ziel zu erreichen. Vor dem Dorfe angekommen, stieg jener, sich bedankend, aus.

„Warum fahrt Ihr denn net weiter mit?“

„Hab' meine Absicht, Schubert, Es braucht niemand zu wissen, daß wir heute miteinander gesprochen haben.“

„Schön, jetzt geht die Taktik los. Gebraucht sie nur zu Haus' auch gut!“

Der Leutnant schritt langsam dem voraneilenden Wagen nach. Es war ihm heut' so mancherlei aufgefallen, und die letzten Worte des Torbauern, so absichtslos sie gesprochen sein mochten, waren ganz geeignet, seiner Ahnung festeren Halt zu geben. Zu [21] Hause angekommen, ließ er den Ulmenbauer zu sich rufen.

„Oppermann, ich muß Euch, wie schon so oft, auch heut um einen guten Rat bitten. Allen Anzeichen nach haben nämlich die Pascher heut einen Streich vor, der über die Grenze hinüber nach Breitenbach gerichtet ist. Eure Ansicht hat sich schon so oft als praktisch erwiesen, daß ich nicht eher meine Anordnungen treffen möchte, als bis ich Euch gehört habe.“

„Von wem habt Ihr die Kunde?“ fragte der Bauer.

„Das ist natürlich Amtsgeheimnis. Der Grenzmeister hat eben auch nicht lauter zuverlässige Leute.“

„Ist's kostbares Gut?“

„Es scheint so. Nur bin ich mir über den Weg unklar, den sie einschlagen werden.“

„Wenn sie wirklich nach Breitenbach woll'n, so ist gar kein Zweifel darüber möglich. Unsereiner hat gar viel gehört und erfahr'n und kennt ihre Schlich'. Ueber den Tannenschlag gehn sie net, da ist's heut zu licht, denn es war gestern Vollmond; folglich gehn sie durch die Steinbrüch' und den Wassergrund hinab, einen dritten Weg gib't's net.“

„So werde ich die Brüche und den Grund besetzen lassen. Ich vertraue Eurer Klugheit. Ihr seid früher Grenzer gewesen und habt also mehr Erfahrung als andere Leute.“

Er verließ den Hof augenblicklich wieder, um seine Anordnungen zu treffen. Der Bauer blickte ihm mit eigentümlichem Lächeln nach.

„So, also erfahren hat er heut, daß ich Grenzer gewes'n bin; natürlich hab'n sie ihm dann auch [22] gesagt, weshalb ich net dabei geblieb'n bin. Da ist's nun freilich nix mehr mit dem an der Nas' Herumführ'n. Aber dem Ulmenbauer kommt der Herr Offizier doch net gleich und dem Grenzmeister also auch net. Er spricht von Vertrau'n und hat doch nun seit heut grad das Gegenteil; folglich tut er, als will er die Steinbrüch' und den Grund besetz'n und wird doch nun grad zum Tannenschlag gehn, weil er glaubt, daß ich ihn in die Irr' weis'n will. Ich muß meine Vorkehrung darnach treff'n, noch eh' die Depesch' aus dem Baum geholt wird.“

Nach einer Weile des Nachsinnens fuhr er fort:

„Also einen Verräter oder wenigstens einen unvorsichtig'n Schwätzer hab'n wir unter uns! Ich werd' auf morg'n eine Versammlung ausschreib'n und Gericht halt'n. Der Mensch wird entdeckt und – –“

Er machte eine drohende Bewegung und schritt dann den hinteren Gebäuden des Hauses zu. Im Stalle, wo eine Laterne brannte und er sich unbeobachtet sah, zog er die Brieftasche hervor und schrieb einige Zeilen auf ein Papier, das er zusammenfaltete und zu sich steckte. Dann begab er sich in einen Schuppen, in dessen hinterstem Winkel sich allerlei Geröll befand. Dieses räumte er weg und hob einen Stein empor; unter demselben befand sich ein kleiner Raum, aus welchem er einige Gegenstände hervorzog, mit denen er den Hof verließ. Im Walde, der beinahe bis an diesen heranstieg, angekommen, machte er Gebrauch von ihnen. Zunächst legte er einen langen, buschigen Bart um das Gesicht und bog einen alten, zusammengedrückten Hut auseinander, den er aufsetzte. Die [23] breite Krempe bedeckte den oberen Teil des Gesichtes so vollständig, daß man nichts davon zu erkennen vermochte. Dann zog er über seinen bisherigen Anzug eine Weste, die er mit Tüchern und Flecken ausstopfte. Ein weiter Sackrock vervollständigte die Ausstattung, die seiner hageren Gestalt einen solchen Umfang verlieh, daß er unmöglich erkannt werden konnte.

Nun drang er durch Dick und Dünn in gerader Richtung vorwärts und bekundete dabei eine solche Geländekenntnis, daß er diesen Weg schon oft gemacht haben mußte. Nach einiger Zeit gelangte er an einen Pfad, welcher sich vom Dorfe herauf durch den Wald schlängelte. Er verfolgte ihn bis zu einer hohen, breitästigen Buche, durch deren Zweige der Mond seine ungewissen Strahlen warf. In diesem zweifelhaften Lichte gewahrte er eine Gestalt, die sich am Stamme des Baumes zu schaffen machte. Er zog ein Messer aus der Tasche des Rockes, legte den Finger an den Mund und ließ einen leisen, eigentümlichen Pfiff erklingen. Die Gestalt richtete sich empor und antwortete in der gleichen Weise. Im nächsten Augenblicke stand er bei ihr.

„Der Meister!“ ertönte es mit gedämpfter Stimme, aber doch so laut, daß es einer vernahm, den beide nicht bemerkt hatten. Es war Heiner, der unweit der Forstschenke die Straße verlassen hatte, um die Heimat eher zu erreichen. Auf dem weichen Boden beinahe geräuschlos dahinschreitend, war ihm plötzlich ein Rascheln der Zweige aufgefallen, das sich von seitwärts her vernehmen ließ. Er blieb stehen und sah einen Mann aus dem sich hier befindlichen Unterholze [24] treten, der nach kurzem Lauschen denselben Weg einschlug. Er folgte ihm. Bei der Buche blieb er, sich niederbeugend, halten, und wenige Augenblicke später machte der

Pfiff des Ulmenbauers Heiner auch auf diesen aufmerksam. Er hörte den Ausruf des anderen, der ihn veranlaßte, sich eiligst hinter einem nahen Stamm zu verbergen, und vernahm auch das Meiste der nun folgenden kurzen Unterhaltung.

„Ja, der Meister! Hast' die Depesch' schon herausgenommen?“

„Ja.“

„Gib sie wieder her! Es ist anders geword'n. So, da hast' den neuen Zettel, und daß mir zur Versammlung keiner fehlt! Jetzt kannst gehen!“

Der Mann ging denselben Weg zurück, den er gekommen war.

„Halt, noch ein Wort!“ meinte der Ulmenbauer, indem er auf ihn zuschritt. Der Angerufene kehrte zurück und beide trafen gerade an dem Baume zusammen, an dem Heiner lehnte; beide bemerkten ihn auch zu gleicher Zeit, und da sie sofort erkannten, daß er alles bemerkt haben müsse, warfen sie sich im Augenblicke von zwei Seiten auf ihn. Ehe er sich nur zur Wehr setzen konnte, lag er auf dem Boden und das Messer Oppermanns blitzte über ihm. Da fiel ein Mondesstrahl in das Gesicht des sich unter der doppelten Last vergeblich Aufbäumenden und die erhobene Faust sank mit dem Messer wieder nieder. Der Grenzmeister mußte eine gewaltige Selbstbeherrschung besitzen, denn ohne den geringsten Laut der Ueberraschung erhob er sich und gebot dem Fremden:

[25] „Laß ihn los und geh! Es ist ein sich'rer Mann!“

Auch Heiner sprang auf.

„Komm!“ gebot der Alte und schritt voran.

Unter Gefühlen, wie er sie noch nie gekannt hatte, gehorchte der junge Mann dieser Weisung. In der Nähe des Ulmenhofes angekommen, blieb der Voranschreitende stehen.

„Vater, um Gottes Willen, du bist der Grenzmeister!“

„Schweig, neugieriger Bub', und danke Gott, daß ich's selber und kein anderer war, sonst hätt'st die Kling' geschmeckt! Ich geh' von hint'n in den Hof, du aber wend'st dich zur Straß' und kommst nach zehn Minut'n durch das vordere Tor. Aber sagst nur ein Wort von dem, was jetzt vorgefall'n ist, zu jemand, eh' ich mit dir weiter gesproch'n hab', so hast's mit mir zu tun!“

Er ließ ihn stehen. Heiner blickte ihm mit angstvollem Herzen nach.

„Herrgott, was soll d'raus werd'n! Ich hab' mich net auf die Heimat freuen können, und nun mein Fuß auf ihr steht, seh' ich das Unglück vor mir, größer und mächt'ger als ich mir's jemals denk'n konnt'!“

2. Vater und Sohn

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Ulmenbäuerin war schon in der frühesten Morgenstunde wach und wunderte sich, als sie, in die Wohnstube tretend, den Bauer, der doch sonst sehr lang zu schlafen pflegte, auch schon munter fand. Er erwiderte mürrisch ihren freundlichen Gruß.

[26] „Geh hinauf und weck den Heiner, ich muß ihn hab'n!“

Sie stieg die Treppe wieder empor und trat in die Kammer des noch fest schlafenden Sohnes, den die Aufregung des vergangenen Abends nur spät zur Ruhe hatte kommen lassen. Ein Kuß weckte ihn. Er schlug die Augen auf.

„Mutter!“

Er schlang die Arme um sie und erwiderte ihren Kuß.

„Ich hab' soeb'n von dir geträumt, von dir und – und der Paulin'.“

„Heiner, laß den Namen net von Vater hör'n! Du weißt, wie er mit Torbauers steht. Jetzt sollst sogleich zu ihm herunterkommen!“

„Sogleich? Was will er denn?“

„Ich weiß es net. Er ist schon vollständig angezog'n, als wollt' er ausgehn. Tu's auch so!“

Als Heiner – so legt der Gebirgler sich den Namen Heinrich gern zurecht – die Treppe hinabstieg, kam der Stiefvater aus der Stube.

„Komm!“

„Wohin?“

„Wirst schon sehen! Den Kaffee kannst nach der Rückkehr trink'n, denn du sollst net eher mit mir am Tische sitz'n, als bis wir klar und einig sind!“

Also darum hatte sich der Bauer gestern weder beim Abendbrot noch auch später sehen lassen! Heiner

ging an seiner Seite. Sie verließen das Dorf und betraten in der Richtung nach dem Wassergrunde zu den Wald. Der schmale Weg war rechts [27] und links von jungen Tannen bestanden, zwischen denen sie rüstig dahinschritten, bis Oppermann horchend stehen blieb. Laute Schritte nahten.

„Schnell unter die Bäum'!“

Heiner that es und sah nicht, daß sein Vater, ehe er ihm folgte, einen zusammengeknitterten Zettel fallen ließ. Kaum hatte er sich versteckt, so schritt eine Anzahl Soldaten, von einem Unteroffizier geführt, herbei. Schon waren die ersten vorüber, da bückte sich einer der Folgenden und hob den Zettel auf, den er dem Unteroffizier überreichte, nachdem er selbst einen Blick darauf geworfen hatte.

„Ah,“ meinte dieser, „eine Entschädigung für den entgangenen Fang. Dieses Papier ist heute Nacht einem der Schmuggler entfallen und enthält den Befehl, die nächste Nacht am alten Schacht auf neue Ladung zu warten. Die Kerls gönnen sich wirklich keine Ruhe. Niemand wird sich über das Papier so freuen, wie der Herr Leutnant!“

Sie setzten ihren Weg fort. Heiner hatte alles bemerkt und gehört und wunderte sich über das zufriedene Lächeln, welches über die harten Züge des Vaters glitt.

„Komm!“ gebot dieser, jetzt wieder aus dem Tannengewirr tretend und von neuem voran schreitend.

Eine halbe Stunde mochten sie so gegangen sein, als der Weg sich in eine Reihe von Steinbrüchen senkte, welche völlig ausgebeutet und darum verlassen waren. Die nackten, kahlen Steinmauern stiegen senkrecht zum Himmel empor, und schon wollte Heiner sich fragen, was der Vater hier mit ihm zu suchen habe, als dieser noch vor dem Eingang in [28] die Brüche sich seitwärts wandte und die steile Lehne des Berges zu erklimmen begann. Dort oben lag ein stilles, verrufenes Fleckchen, „Im Sonnentau“ genannt, von dem man sich erzählte, es sei da nicht geheuer, weil hier des Nachts die Seelen der in den Steinbrüchen Verunglückten umgingen. Den arglosen und leichtgläubigen Bewohnern der Umgegend lag der Gedanke fern, daß diese Seelen recht gut mit Fleisch und Blut begabt sein könnten. Man mied also den Ort geflissentlich, und nur wer von den medizinischen Wirkungen des Sonnentaus Gebrauch machen wollte, wagte sich am hellen Tage einmal auf einige Minuten empor.

„Im Sonnentau“ bestand aus einer schmalen, tiefen und feuchten Schlucht, deren Boden von hohem Wassermoos besetzt war, zwischen diesem stand in zahllosen Mengen das winzige Pflänzchen, das ihr den Namen gegeben hatte. An den beiden Seiten liefen Brombeerranken und Farrenkräuter zwischen allerlei Gebüsch empor, unter dem sich einige wilde Hollunderbäume durch ihre Blütendolden auszeichneten. Ein scharfer, durchdringender Geruch erfüllte den ganzen Platz, so daß Oppermann stehen blieb und nach der Ursache suchte.

„Da sind ja dieselb'n Käfer wieder am Hollunder wie vor zwanzig Jahr'n! Das sind gar selt'ne Tier', und ich möcht' nur wiss'n, wie sie heißen mög'n!“

Heiner betrachtete die Hartflügler, welche die Bäume bis in die kleinsten Zweigspitzen bedeckten.

„Das ist die spanische Flieg' oder Kantharid', wie die Gelehrten sag'n, aus der das schlimme Zugpflaster gemacht wird.“

[29] „Da bist' ja ein richtiger Naturgelehrter, wenn du solche Sach'n kennst!“

Er führte ihn seitwärts, wo der Geruch weniger lästig wurde und gebot ihm, sich an seiner Seite niederzulassen. Nachdem er sich eine neue seiner guten Zigarren, derentwegen er bekannt war und die er nur beim Schlafengehen ausgehen ließ, angebrannt hatte, begann er:

„Heiner, wir hab'n bisher kein gutes Land mit 'nander gepflügt; jetzt aber bist groß gewachs'n, hast Verstand bekommen und es soll anders werd'n. Ich hab' dich hier heraufgeführt, um dir zu zeig'n, daß ich für dich gearbeitet hab' all diese Zeit her, und wenn du mir Gehorsam leistest, so steht dir ein großes Glück bevor.“

„Sprich, Vater!“ antwortete der Jüngling, der bei den Verheißungen des Alten sich beklemmt und beängstigt fühlte.

„Ja, ich werd' sprech'n, und du sollst mir ohne Red' und Wort zuhör'n, bis ich fertig bin. Schau, da drüb'n geg'n Mittag liegt ein großes Land und geg'n Mitternacht auch ein mächt'ges Reich; beid' tun schön und freundlich mit 'nander, und ist immer Krieg zwischen ihnen, net mit Säbel und Kanon', sondern mit den Zahl'n, die auf dem Zollgebot stehn. Unser König verbietet mir den Wein zu trink'n, der da drüb'n wächst, und wenn ich's dennoch möchte', so muß ich außer dem Preis noch ein Extrageld aus meiner Tasch' an ihn zahl'n. Und Denen ihr König verbietet ihnen, unser Salz zu ess'n, nur desweg'n, weil's bei uns bereitet ist,

und wer trotzdem welches will, muß auch in die Extratasch' [30] greif'n. Aus Berlin, das so viele Meil'n von hier liegt, darf ich mir ohne Straf' Stiefeln kauf'n, so viel ich will, und in Breitenbach, das keine Stund' entfernt ist, darf ich's net, wenn ich net so viel extra zahl', daß ich sie beinah' noch 'mal besohlen lass'n kann. Wenn ich meinem Knecht sag: Kauf deinen Tabak vom Krämer und net im Kaufmannslad'n, so lacht er mich aus und tut dennoch, was er will. Und er hat das Recht dazu. Hab' ich net dasselbe Recht auch gegen den König, der mir das aufzwingt, was ich net mag und das verwehrt, was ich mir grad' wünsch' und billig kaufen könnt?'“

„Vater, du siehst die Sach' ganz von der falschen Seit'. Ich denk – – –“

„Nix sollst' denk'n, gar nix, sondern nur zuhör'n! Der Zoll ist eine Ungerechtigkeit, die uns den Beutel lichtet, und darum muß sich jedermann dageg'n wehr'n, so viel er kann, mit List oder Gewalt, je nachdem er's vermag. Das hab' ich getan. Ich war ein armes Leut' und bin dadurch emporgekommen. Pascherei und Schmuggel nennt man dies Geschäft, aber es ist nix als Notwehr, zu der mich mein Vorteil und mein Gewiss'n treibt. Ja, ich bin der Grenzmeister; das weißt' seit gestern Abend; ich bin stolz darauf, und auch du sollst dir eine Ehr' d'raus ziehn, daß du mein Gehilf' und Nachfolger wirst. Darum – – “

Der Sohn ließ ihn nicht weiter sprechen; er erhob beide Hände abwehrend.

„Bitt', Vater, sei still und hör', was ich dir zu sag'n hab'!“

„Nun?“

„Wenn Brot im Land gebraucht wird und du verkaufst [31] das Getreid' dennoch über die Grenz' hinüber, so hat der König das Recht, den Zoll zu setzen, und wenn hier bei uns die Leut' auf Arbeit harren und du läßt dennoch deine Sach' im Ausland mach'n, so kannst' auch mehr bezahl'n, damit doch wenigstens etwas im Land verbleibt. Und dann hat der König nicht den Zoll gemacht, sondern du selber, denn du hast den Mann mit gewählt, der im Landtag für uns spricht. Was er nun dort sagt, das mußst' auch respektier'n. Der Schmuggel ist net Notwehr, sondern ein Verbrechen, das große Straf' verdient. Und wie hast' ihn betrieb'n! Mit Mord und Schauderhaftigkeit; denk' an den Torbauer! Hast' mir net selber gesagt, daß ich gestern verlorn' gewesen wär', wenn ein anderer mich getroff'n hätt'? Du bist mein Vater und ich kann dich net anzeig'n und verklag'n; aber seit gestern ist mir das Herz verblutet, und ich will lieber sterb'n als mit dir das Gleiche tun. Vater, laß' ab von dieser Sach'! Und wenn dich kein Grenzer und kein Richter findet, der liebe Gott faßt dennoch zu, wenn seine Zeit gekommen ist, und dann ist in einem Tage alles zernichtet und zerstört, was dich viele Jahre gekostet hat. Der Grenzmeister hat große Macht, doch ist's die Macht der Furcht, und der geringste Zufall kann ihn verderb'n.“

„So, das ist die Antwort, die ich bekomme? Bursch', glaubst etwa, du willst mich hofmeistern? Was bringst den Torbauer? Ihm ist sein Recht geschehn, denn wenn er mir die Anna net weggenommen hätt', so wär' ich an seiner Stell'. Er hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Aber es ist gut, ich seh', was ich von dir zu erwart'n hab'. Ich wollt' in Güt' und [32] Freundlichkeit mit dir verkehr'n; du willst aber net, nun, so geschieht's in andrer Weis'. Merk' also auf, was ich dir jetzt sag': Drüb'n über der Grenz' wohnt der Kaufmann, mit dem ich das Geschäft mach'. Er hat eine Tochter und ich hab' einen Sohn. Wir tun beid' zusammen, damit auch der Gewinn beisammen bleibt. Heut kommt er mit ihr, und du nimmst sie mit auf den Tanz. Zum Herbst ist die Hochzeit,“ bestimmte der Vater, und sah dem Sohn scharf ins Gesicht.

„Vater!“ wardessen Ruf, der sein Entsetzen aussprach.

„Still! Was ich dir sag', das hat dir der Grenzmeister befohl'n, und was der will, das führt er durch. Ich wollt' dich in das Geheimnis einweih'n, nun aber kann's net gescheh'n. Komm!“

„Ja, komm; es ist mir fürchterlich an diesem Ort. Hier ist die Höhl', in der ihr euch versteckt; aber die Flieg' und der Käfer da am Hollunder kann euch verrat'n, wenn der liebe Gott es will!“

Der Ulmenbauer lachte höhnisch auf.

„Bist ja recht fromm geword'n! Es geschieht kein Zeich'n und kein Wunder mehr, und die Flieg' hat keinen Mund, um zu sprech'n. Also bereit' dich vor auf den Besuch, der grad' zu deiner Heimkehr eingerichtet ist. Am Abend gibt's Verlobung!“

„Es geht net, Vater! Wenn ich auch sonst nix dageg'n einzuwend'n hätt', so will ich mich doch von eurer Schuld frei halt'n.“

„Was soll das heiß'n? Willst' uns anzeig'n?“

„Nein. Was ihr bisher getan habt, das liegt net auf meiner Seel', da darf ich schweig'n. Doch bei [33] all'm, was der Grenzmeister von jetzt an tut, bin ich der Mitschuldige, und das darf ich net leid'n!“

Der Ulmenbauer richtete sich hoch empor; die Adern seiner Stirn schwellen blaurot an, und sein Auge blitzte grimmig auf den Sprecher.

„So, also das hab' ich an dir zu erwart'n! Denk', daß du net mein Kind, sondern ein Fremder bist und daß ich dich vernicht'n werd', wenn du mich nur den geringst'n Verrat ahnen läßt!“

„Vater, ich hab' dir schon gesagt, ein einz'ger Tag kann all dein Werk zerstör'n. Laß dich bitt'n! Tu' mir's und der Mutter zu lieb, und – – –“

„Still! Ich mag keine Bitt' vernehmen! Gestern hab' ich dich gerettet; heut geschieht's net wieder: Hier bleibst stehen auf der Stell' und schwörst, meinen Will'n zu tun und auch fernerhin net das Geringste zu sag'n.“

„Ich kann net, Vater. Mein Gewiss'n ist mir höher als die Furcht vor dir. Und weil ich dich net bitt'n darf, so laß uns weiter gehen!“

„Nein, net einen Schritt kommst' von hier fort, bis wir fertig sind, und fertig werden wir auf diese oder die andere Weis', dafür bin ich der Grenzmeister. Mein Werk steht fest, das zerstört mir kein Jahr, viel weniger ein Tag, darauf kannst du dich verlass'n. Du weißt zu viel und darfst net zurücktret'n. Also entscheid' dich für mich oder wider mich. Das erst' ist gut, beim zweit'n bist verlorn! Willst schwören oder net?“

Sie hatten „Im Sonnentau“ verlassen und standen jetzt näher an Rande des Steinbruches.

„Ich kann und darf net, Vater. Laß den Schmuggel, [34] und ich will dir stets ein guter und folgsamer Sohn sein, der – – –“

„Still! Schwörst oder net?“

„Nein!“

„Zum dritt'n Mal, schwörst oder net?“

„Nein!“

„So fahr' hin, mißrat'ner Bub!“

Mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft holte er aus, um den Sohn in den Bruch hinabzustoßen; Heiner aber hatte das Fürchterliche geahnt; er sprang auf die Seite und ergriff den Vater, der sonst unter seiner eigenen Wucht hinabgestürzt wäre. Ihre Arme schlangen sich ineinander, und es entstand ein Ringen, das um so entsetzlicher war, als es zwischen zwei Männern geschah, die sich durch die innigsten Bande hätten vereint fühlen sollen. Heiner hatte für sein Leben zu kämpfen und mußte doch dabei bedacht sein, den Vater zu schonen. Dieser war stark und glaubte, seines Gegners ebenso schnell Meister zu werden wie tags zuvor. Aber er vergaß, daß da zwei gegen einen gewesen waren. Er fühlte sich nach und nach ermatten, und endlich gelang es dem jungen Manne, sich loszureißen. Schnell sprang er empor und war in der nächsten Sekunde zwischen den Büschen verschwunden. Wie von der Hölle gehetzt, eilte er durch Busch und Dorn immer vorwärts und stand nicht eher still, als bis er das Dorf vor sich liegen sah. Da warf er sich zur Erde nieder und gab der inneren Erschütterung in einem lauten Schluchzen Raum.

So lag er lange, lange Zeit; die Klagelaute erstarben und er wurde ruhiger. Was sollte er tun? [35] Er wußte sich weder Rat noch Hilfe und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, als wolle er von Welt und Leben nichts mehr sehen. Da rauschte es leise neben ihm und eine freundliche Stimme grüßte:

„Guten Morg'n! Was ist denn das? Ich glaub' gar, das ist der Heiner, der hier im Gras liegt und – – lieber Herrgott! Hast ja geweint, Heiner!“

Er richtete sich empor und blickte die liebliche Erscheinung an, als wär's im Traume.

„Grüß Gott, Paulin! Ja, geweint hab' ich. Komm, reich' mir die Hand und laß dich bei mir nieder!“

„Das wird net auf lange sein. Ich wollt' vor der Kirch' mich erst ein wenig auf der Flur umschaun, und nun wird's gleich läut'n. Doch sag', warum weinst' an so einem schönen Sonntagsmorg'n? Ist dir 'was Traurig's begegnet, bei dem ich dir ein wenig helf'n kann?“

„Du kannst mir net helf'n, Paulin', und ich kann dir's auch net sag'n, jetzt net, heut' net; aber später wirst es vielleicht erfah'n.“

„So sei jetzt auch fröhlich und guter Ding'. Wann bist' nach Haus' gekommen?“

„Gestern Abend.“

„Drum hab' ich dich noch gar net zu seh'n bekommen. Und wann bist' heut' fort?“

„Schon in der Früh'.“

„So weißt' wohl auch noch gar net, was für vornehmer Besuch bei euch zugeg'n ist?“

„Ist er schon da?“

„Ja. Ein Wagen ist's, so prächtig, daß kein Graf sich damit zu schämen braucht. Und wer saß drin?
[36] Ein fremder Herr mit einem Mädchen, das gar stattlich aufgeputzt war. Aber gut hat's net ausgesehn; die Aug'n sind so spitz und schief gefahr'n, und der Herr hat dazu geblickt, als hätt' er die Kirch' mitsamt dem Turm verschluckt.“

„Es ist die Braut, die ich bekommen soll!“

„Die Braut?“ fragte das Mädchen, indem die Röte von ihren Wangen wich. „So bist wol gar versproch'n?“

„Nein. Ich mag sie doch gar net, jetzt net und niemals net!“

„Ist's auch wahr, Heiner?“

„Gewiß und wahrhaftig wahr!“

Die erbleichten Wangen röteten sich wieder, und ihre kleine Hand ergriff die seine.

„Wärst auch net glücklich geword'n mit ihr, Heiner! Sie sah aus wie die Sybill', die zwanzig net fürchtet.“

„Du schaust wohl anders aus, als sie, Paulin'?“

„Ich? wie kommst' auf mich?“

„Weil ich grad keine andere hier zugeg'n hab'.“

„Geh', du Böser!“

Alles Herzeleid war für den Augenblick vergessen. Er erfaßte auch ihre andere Hand und blickte ihr innig in das verlegene Angesicht.

„Weißt, warum ich die Braut net mag?“

„Warum?“

„Weil ich schon eine andere kenn', die mir's angetan hat, an die ich allzeit gedacht hab' in der Fremd', als ich net zu Haus' gewes'n bin.“

„Das muß eine gar Vortreffliche sein! Sag' doch, wer es ist?“

[37] „Du net!“

„Das weiß ich schon ganz von selber, denn die Paulin' hat dem stolz'n Heiner niemals 'was gegolt'.“

„So komm her, ins Ohr will ich dir's sag'n!“

Sie beugte sich zu ihm; er umfaßte sie, näherte den Mund ihrem Ohre und gar ihr statt der verheißenen Auskunft einen schnellen Kuß.

„Geh Heiner, das ist net wahr!“

„Glaubst's net?“

„Soll ich denn?“

„Ja, Paulin', du sollst! Schau, ich hab' nie und nirgends eine Freud' gehabt als bei der Mutter und bei dir, und darum ist meine ganze Lieb' auch nur für euch beid' bestimmt. Ich hab' gestern und heut einen Schlag erhalt'n, den ich nie verwind'n werd', wenn du ihn mir net trag'n hilfst. Der liebe Gott hat dich jetzt herausgesandt in mein Herzeleid, um mir den Weg zu zeig'n, wie ich etwas sühnen kann, das ich mir gar schwer auf mein Herz genommen hab'. Und was der liebe Gott schickt und fügt, das kann allzeit nur Glück und Seg'n bringen. Glaubst das, Paulin'?“

„Ja, Heiner.“

„Und willst' mich lieb hab'n, so ein ganz klein wenig?“

„Net ein wenig, Heiner, sondern viel, recht viel!“

„Das wird dir auch der liebe Gott vergelt'n! Da hast meine Hand, daß du dies Wort niemals bereuen sollst!“

„Aber dein Vater?“

„Mit dem hab' ich abgerechnet und wir sind quitt. Und der deine?“

[38] „O, der ist gut! Er mag von dem Ulmenbauer nix wiss'n, aber auf dich hält er gar große Stück' und beklagt dich nur immer, dich und die Mutter, daß ihr so viel Heimsuchung zu erdul'n habt.“

„So darf ich zu dir kommen?“

„Ja. Heut auf den Abend. Wirst kommen?“

„Ich komm', Paulin', aber net vor die Tür, sondern gleich in die Stub'.“

„So schickt sich's auch, Heiner. Aber jetzt läutet's in der Kirch'. Leb wohl!“

„Leb wohl und bet auch für mich; ich hab's gar sehr nötig!“ — —

3. Die Pascherhöhle

Am Nachmittag saß der Torbauer an dem geöffneten Fenster, wo die wärmenden Strahlen der Sonne auf sein Gesicht fielen. Es war ewige Nacht um ihn, und wenn er das Gestirn des Tages nicht zu erblicken vermochte, so wollte er doch wenigstens ihre belebende Wirkung mit dem Gefühle empfinden. Der zeitweise wiederkehrende Schmerz seiner Augen hatte sich seit gestern von neuem eingestellt, und als er jetzt die Bäuerin eintreten hörte, fragte er:

„Hast noch Sonnentau?“

„Nein; er ist letzthin all' geword'n. Tun dir die Aug'n wieder weh, Vater?“

„Ja.“

„Armer Schelm! Wie bekommen wir nun den Tau herab?“

[39] „Der Knecht mag gehen.“

„Der hat heut' frei und ist schon fort.“

„Ist die Pauline daheim?“

„Ja. Sie soll gehen? Willst' ihr das wirklich zumut'n?“

„Von weg'n den Gespenstern? Geh, Mutter, das ist unverständiges Gered'! Wie ist das Wetter drauß'n?“

„Gut. Die Sonn' scheint mild und warm, und es blüht und duftet all's, so daß es einen gern hinauslockt in das Feld.“

„So geh' ich mit! Ich bin gar lang net nach dem Wald gekommen und sehn' mich zu ihm hin. Ruf sie und bring mir den Rock und die Mütz'!“

Die Tochter stellte sich ein, und bald schritten sie langsam auf demselben Wege hin, dem am Morgen der Ulmenbauer mit seinem Sohn gefolgt war. Den Stock in der einen Hand, hielt er mit der anderen die ihrige erfaßt, und es war gar beweglich anzuschauen, mit welcher Sorgfalt sie ihn leitete, damit sein unsicherer Fuß ja nicht strauchle. Dabei erklärte und beschrieb sie ihm alles, was seinem Auge verschlossen war, und wie der eine Sinn desto schärfer wird, je mehr die Tätigkeit des anderen ruht, so trank er den Duft des Waldes mit um so größerem Behagen, als er die Herrlichkeit der Natur nicht zu erblicken vermochte.

So gelangten sie zwischen die jungen Tannen, wo ihnen laute Stimmen entgegenschallten.

„Ich bin mit allem zufrieden, Oppermann; nur sagt, wo eigentlich der Heinrich bleibt!“

„Er wird zu Hause sein, wenn wir heimkommen.“

[40] „Galant und aufmerksam scheint er nicht zu sein,“ bemerkte ein weibliche Stimme.

„Wer kommt?“ fragte Schubert das Mädchen. „Der Ulmenbauer ist dabei?“

„Ja, mit dem Besuch, der heut gekommen ist.“

„So führ mich auf die Seit'.“

„Der Pfad ist schmal; es wird kaum zugehn.“

Sie stellte sich mit ihm an die Tannen, um die drei Personen vorüber zu lassen.

„Holla, der Torbauer!“ rief jetzt Oppermann. „Mach dich noch weiter hinüber, sonst schaff' ich Raum!“

Der Angeredete drängte sich hart an die Zweige; eine Antwort gab er nicht.

„Noch net genug. Mach weiter!“

Er gab ihm einen Stoß, daß er wankte und zwischen die stehenden Zweige zu Boden fiel. Pauline ergriff ihn und half ihm empor.

„Schämt Euch, Ulmenbauer,“ rief das Mädchen, die, obgleich sonst zaghaft, hier ihre Entrüstung nicht zu bemeistern vermochte; „Solch Held'nstück bringt keine Ehr'!“

„Lass' ihn gehen, Paulin; ich streit' mich net mit ihm, denn ich weiß, daß ich in ihm den ‚Meister‘ find'!“

Er gab dem letzten Worte einen eigentümlich bezeichnenden Nachdruck und ergriff ihre Hand. Sie setzten ihren Weg jetzt schweigsam fort, das Zusammentreffen mit den drei Personen hatte in beiden Gefühle erweckt, denen sie innerlich Rechnung tragen mußten.

[41] „Ist der Steinbruch bald da?“ fragte endlich Schubert. „So geht es links empor!“

Es verursachte ihm große Mühe, die steile Lehne zu überwinden; er glitt öfters aus und atmete hoch auf, als sie endlich oben angelangt waren.

„Jetzt rechts hinüber, Paulin', bis die Schlucht beginnt.“

Sie war noch nie an diesem Ort gewesen und mußte sich auf seine Weisung verlassen. Bald standen sie am Ziele.

„Hier ist die Schlucht mit dem Wassermoos am Bod'n, Vater, und hier steht auch – – –“

Sie hielt mitten in der Rede verwundert inne. Der Torbauer stand da als sei eine unerwartete Erscheinung vor seine lichtlosen Augen getreten. Er hielt die Arme halb ausgestreckt, und seine Nasenflügel zitterten unter der Hast, mit der er den Geruch der Kanthariden einsog.

„Paulin',“ rief er dann, beinahe laut jubelnd. „Weißt, wo wir sind?“

„Im Sonnentau!“

„Ja, aber noch wo anders. Hier ist die Höhl', in der ich geblend't word'n bin.“

„Ist's wahr, Vater?“ fragte das Mädchen erschrocken.

„Ja. Riechst net den Geruch, so fein wie Hollunder und so scharf dabei, daß es dem Kopf weh tut. Was mag das sein!“

„Das sind die Käfer, Vater, die hier am Hollunder sitz'n; Tausend und aber Tausend sind's, die hab'n den Geruch.“

„Käfer? Also darum hab' ich den Geruch net **[42]** wieder gefund'n, obgleich ich später hier gewes'n bin! Die müss'n sel't'n sein und kommen wol net alle Jahr' herbei. Aber das ist die gerechte Vorsehung, die ihnen und mir gebot'n hat, nach dem ‚Sonnentau‘ zu gehn.“

„Soll ich welchen pflück'n? Er steht in hellen Hauf'n hier.“

„Nein, nein! Ich fühl' net den geringst'n Schmerz mehr in den Aug'n; die Höhl' will ich hab'n, die Höhl' muß ich find'n, und du mußt such'n, bis sie entdeckt ist.“

„Aber wo, Vater?“

„Hier in der Schlucht. Sie ist net groß und bald abgesucht. Es muß ein Loch geb'n, eine Oeffnung, die grad' so groß ist, daß ich hindurchkriech'n kann. Such nur von Schritt zu Schritt, von Zoll zu Zoll, hüb'n und drüb'n, doch net weit hinauf; es muß am Bod'n sein!“

Das Mädchen hielt die Nachforschung mit der allergrößten Genauigkeit, während der fieberhaft erregte Vater das Resultat kaum erwarten konnte. Es war kein befriedigendes.

„Es ist nix zu sehn, nix als Stein und Moos und Strauch und Farrenkraut.“

„Dann ist der Eingang so versteckt, daß man ihn net bemerk'n kann; aber die Höhl' ist da, ganz sicher da. Sie führt in die Seit' hinein, und wenn man auf ihr steht, muß man den hohlen Ton bemerk'n. Jetzt führst mich empor zum Rand; ich selber werd' ringsum untersuch'n!“

Sie leitete ihn bis zur Kante der Schlucht empor; er schritt hart daran hin und stampfte von Schritt **[43]** zu Schritt mit dem Fuße. Seine Vermutung erfüllte sich schon nach kurzer Zeit; es erklang unter seinen Tritten, als stehe er über einem leeren Raum.

„Hörst, Paulin', hier ist sie!“

Er stampfte stärker.

Zur Herstellung der Höhle war eine kleine Seitenschlucht benutzt worden. Man hatte dieselbe mit jungen Stämmen überlegt und auf diesen von moosigem Rasen eine Decke hergestellt, welche stark genug gewesen war, jeden Darüberschreitenden zu tragen. Das war jedenfalls zu einer Zeit geschehen, an der „Im Sonnentau“ nur den Eingeweihten bekannt war. Während dieser langen Frist nun war das Holzwerk von der Fäulnis ergriffen und die Decke schadhaft geworden. Der Torbauer brach hindurch.

Der Fall konnte ihn nicht verletzt haben, denn im nächsten Augenblick fragte er herauf:

„Paulin', wo bist?“

„Hier auf dem Dach. Hast dich verletzt, Vater?“

„Nein; es ist net tief.“

Die Sorge um ihn hatte sie an den Rand des entstandenen Loches getrieben; da wich der Boden auch unter ihr; sie fiel zu ihm hinab. Beide waren im ersten Augenblick ganz erschrocken darüber, fühlten sich aber durch die Bemerkung beruhigt, daß auch sie nicht den geringsten Schaden gelitten habe.

„Nun, auf diese Weis' ist's gut, daß du mit herunter bist,“ meinte der Torbauer. „Schau, hier stoß' ich an den Klotz, auf dem ich damals gesess'n hab'. Nun such einmal, wie es hier aussieht!“

Die Decköffnung sandte genug Licht, um den ganzen Raum mit seinem Inhalt zu erkennen. Der **[44]** hintere Teil war bis oben mit den verschiedensten Arten von Schmuggelgut angefüllt; an den Wänden hingen mehrere Schießgewehre; auch eine Lampe wurde entdeckt, und an der Erde stand ein kleines Fäßchen, dessen Spund- und Zapfenloch zugesteckt waren.

„Ist 'was drin?“

„Ja, es ist schwer.“

Sie zog den Zapfen heraus; das Fäßchen fiel dabei um, und ein Teil seines Inhalts rieselte auf den Boden. Es war Pulver.

Nachdem sie alles bis auf das Kleinste durchforscht hatten, ohne den Eingang zu entdecken, war ihre nunmehrige Sorge darauf gerichtet, auf welche Weise es ihnen möglich sei, den Ort wieder zu verlassen. Nach einigem Nachdenken entschied der Blinde:

„Zum Loch können wir net hinaus, es ist net mit den Händ'n zu erlangen, und der Rand würd' auch nachgeb'n. Wir klettern da hint'n auf die Paket' und grab'n uns durch die Deck'. Erst schaffst das herabgefall'ne Land bei Seit', daß es net entdeckt wird, und hernach, wenn wir drauß'n sind, mach'n wir die Löcher wieder zu. Die Pascher dürf'n net bemerk'n, daß jemand hier gewes'n ist. Ich mach' sofort die Anzeig', und wenn es glückt, so werd'n sie all' hier abgefang'n.“

Dieser Plan wurde ausgeführt. Zwar kostete es dem hilflosen Blinden und dem schwachen Mädchen viel Zeit und Anstrengung, in das Freie zu gelangen und alle Spuren ihrer Anwesenheit zu verwischen; endlich aber kamen sie doch damit zu Stande und verließen nun den verhängnisvollen Ort, ohne an [45] ihre frühere Absicht, sich Sonnentau zu holen, mehr zu denken.

Der Rückweg wurde mit der möglichsten Schnelligkeit zurückgelegt, und, im Dorfe angekommen, gebot der Alte:

„Führst' mich net nach Haus', sondern zum Grenzer, aber so, daß der Ulmenbauer es net bemerkt.“

„Warum dieser net?“

„Weil ich meine Ursach' hab'! Wirst es schon auch noch erfahr'n!“ – – –

Unterdessen saß der Genannte bei seinem Besuche und mußte sich alle Mühe geben, seine zornige Aufregung zu bemeistern. Er hatte mit Sicherheit angenommen, daß die dem Sohne gegebene Lehre ihre Wirkung nicht verfehlen und dieser im Laufe des Tages nach Hause kommen werde. Aber er kam nicht. Stunde um Stunde verging; die Gäste wurden immer unruhiger, und endlich erhob sich der Geschäftsfreund und verließ das Zimmer.

„Herr Oppermann,“ sprach das Mädchen, „denkt Ihr Sohn etwa, es gibt bei uns keine jungen Herren? Mehr als genug, besonders wenn man nicht arm an Vermögen und Bildung ist. Höflicher und aufmerksamer aber sind sie jedenfalls!“

„Sobald er kommt, soll er den Lohn empfangen, der Trotzbub' der!“

„Aber er wird nicht kommen!“

„Er muß. Ich hab's ihm gebot'n, und wenn er sich net besinnt und nachgibt, so soll er sehn, was ich mit ihm tu'!“

„Ach so! Er ist mit unserm Plane also gar nicht [46] einverstanden? Das hätten Sie uns früher sagen sollen!“

Sie stand auf und rauschte mit einer Miene, die ihre ganze Entrüstung darlegen sollte, aus der Stube. Oppermann folgte ihr eilig und bemerkte zu seinem Schrecken, daß ihr Vater hatte anspannen lassen.

„Was! Du willst fort?“

„Ja. Ich dränge mein Mädchen niemandem auf. Ueber das Geschäft sprechen wir später, wenn du mal hinüber kommst!“

Alle Bitten und Vorstellungen des Ulmenbauers halfen nichts. Der Wagen rollte fort, und Oppermann ließ seine Wut an Frau und Gesinde aus.

Währenddem war es dunkel geworden, und der Grenzer kam, um nach dem Leutnant zu fragen.

„Er ist fort, schon seit einer ganz'n Weil'. Kann ich's vielleicht ausricht'n?“

„Es ist nichts von Bedeutung,“ meinte der Beamte vorsichtig. „Nur eine Privatsache.“ Dann entfernte er sich wieder.

Nach dem Abendbrot, welches Oppermann schweigend einnahm, verließ auch er den Hof. Nachdem er dieselben Vorbereitungen wie gestern getroffen hatte, schritt er auf Umwegen dem alten Schacht zu. In der Nähe desselben angekommen, stieß er seinen Signalpfeiff aus und sah nach wenigen Augenblicken eine Anzahl Schmuggler um sich versammelt.

„Ihr wißt, wem's heut gilt?“

„Dem Offizier.“

„Gut. Er ist mit seinen Leut'n beim Schacht. Ich will nur ihn; die andern können lauf'n. Er wird sie

[47] verteilt hab'n. Spürt jetzt 'mal vor, wo er sich befindet!“

Nach einiger Zeit kehrten die ausgesandten Lauscher zurück und brachten die Nachricht, daß der Leutnant ganz allein auf einem Steine sitze, während er seine Leute längs des Weges aufgestellt habe.

„So holt ihn; aber net einen Laut darf er ausstoß'n!“

Der Unteroffizier, welcher heute den Zettel erhalten hatte, lehnte unweit des Schachtes an einem Baume. Er konnte im Mondenschein den Ort erkennen, an welchem sein Vorgesetzter sich niedergelassen hatte. Da war es ihm, als finde dort eine ungewöhnliche Bewegung statt. Er duckte sich auf die Erde nieder und kroch hinzu. Der Leutnant war fort, aber sein Tschako lag neben dem Steine. Mit einigen raschen Sprüngen war der Unteroffizier zurück, eilte bis in die Mitte der Aufstellung und rief die Leute zusammen.

„Sie haben den Leutnant gefangen! Wir müssen –“

Da kam es den Weg heraufgekeucht, als steht etwas Hochwichtiges auf dem Spiele.

„Wer da!“ unterbrach sich der bestürzte Sprecher.

„Der Grenzer! Ist der Herr Leutnant hier? Ich habe soeben erst erfahren, daß er sich am Schacht befinde und ihm eine außerordentliche Mitteilung zu machen!“

„Sie sehen uns gerade seinetwegen in der größten Bestürzung. Er hatte sich abseits von uns aufgestellt und ist von den Paschern aufgehoben [48] worden. Wir müssen augenblicklich zur Verfolgung schreiten.“

„Aber wissen Sie, nach welcher Richtung? Nein? Ja, das kann ich mir wohl denken! Doch seien Sie außer Sorge; wir werden ihnen den Streich sofort vergelten, es soll ihr letzter sein!“

Er berichtete nun von der Anzeige des Torbauers, die auch hier eine außerordentliche Wirkung hervorbrachte. Es wurde schnell Beratung gehalten, und in Kurzem war der Platz verlassen. –

Die Gefangennahme des Leutnants war vollständig unbemerkt, wie die Pascher vermeinten, gelungen. Er wurde in lautloser Stille, gebunden und geknebelt, nach „Im Sonnenthau“ geführt, wo heute große Versammlung sein sollte.

Der Grenzmeister schritt voran. Trotz der Vorsicht, welche zu beobachten war, hatte er ein Zündholz hervorgezogen und sich eine seiner Zigarren angebrannt. Es war sein Stolz, nie mit einer Pfeife gesehen zu werden. Sie nahmen nicht den gewöhnlichen Weg, sondern schritten durch den lichten Wald in gerader Richtung auf ihr Ziel los. Sie hatten hier noch nie etwas Verdächtiges bemerkt und stiegen daher ohne vorherige Erkundung in die Schlucht hinab.

Oppermann bückte sich und faßte einen sorgfältig mit Moos bekleideten Stein, der auf einer unsichtbaren Rolle lief, aber sich fest in die Schluchtwand einlegte. Er zog ihn zurück und schickte sich an, durch das so entstandene Loch zu kriechen. Schon befand er sich halb im Innern der Höhle, als er einen fürchterlichen Schrei ausstieß und zurückfuhr. Er [49] hatte mit dem brennenden Zigarrenende den Boden gestreift und war damit in das Pulver geraten, welches Pauline gerade vor dem Steine verschüttet hatte. Es war explodiert und ihm in das Gesicht und die Augen geflogen. Alle Vorsicht vergessend, schnellte er sich empor und rief:

„Ich bin geblendet, die Aug'n sind mir verbrannt! Es hat Pulver vor dem Loch geleg'n und ist mir an die Zigarr' gekommen!“

In der nun entstehenden Aufregung bemerkten die Pascher nicht, daß sie umzingelt wurden. Da erscholl es über ihnen:

„Halt! Ergibt euch!“

Im Scheine des Mondes sahen sie die blanken Läufe zahlreicher Gewehre auf sich gerichtet; im Nu hatten sie auch die ihrigen erfaßt. Die Schüsse krachten von oben und unten, dann erfolgte ein Zusammenprall, der sich nach und nach in einen erbitterten Einzelkampf auflöste.

Oppermann war bei dem Rufe des Unteroffiziers zusammengeschockert. Er konnte nichts sehen und wußte sich rettungslos verloren. Aber wie, wenn er dennoch zu entkommen vermochte! Durch listiges Entschleichen war dies nicht möglich, da ihm das Augenlicht geraubt war. Er vergaß seine Schmerzen, zog das Messer und stürzte sich vorwärts. Der Zufall wollte, daß er auf eine Lücke stieß, durch die er gelangte, unbehindert zwar, aber doch nicht unbemerkt. Der Grenzer sah ihn und eilte ihm nach. Der Fliehende vernahm die Schritte. In weiten Sprüngen stolperte er nach rechts hinüber, um das junge Tannicht zu erreichen, aber er hatte [50] die Richtung verfehlt; noch ein Sprung, der Boden verschwand unter seinen Füßen und mit einem gräßlichen Schrei stürzte er in die Tiefe des Steinbruches. – – –

Nach dem Abendessen hatte Pauline ihren Eltern gesagt, wer heute kommen werde. Der Torbauer hatte aufgehört und dann gemeint:

„Der Bursch' ist mir willkommen; er soll net entgelt'n, was der Vater tut. Aber, Paulin', sag' ihm nix von heut!“

Heiner war dann auch gekommen und von den Eltern seines Mädchens freundlich empfangen worden. Er hatte erzählt, daß er sich mit dem Vater verfeindet habe und bis zum Austrag der Sache in Dienst gehen werde. Noch saßen sie beisammen, da klopfte es und der Grenzer trat ein.

„Torbauer, ich muß Euch berichten, daß wir sie haben.“

„So? Wirklich? Gott sei Dank! Den Meister auch?“

Heiner horchte auf.

„Ja. Und wißt Ihr, wer es ist? Der Ulmenbauer!“

Er kannte den Sohn des Genannten nicht und begann den Vorgang zu erzählen. Dann entfernte er sich mit der Versicherung, daß das Verdienst Schuberts die rechte Anerkennung finden solle.

„Also den Offizier hatt'n sie erwischt? Ja, das war die gute Taktik! Und der Grenzmeister ist also doch – – Heiner!“

Der Angeredete hatte starr und totenbleich [51] dagesessen, und kein Laut war über seine Lippen gekommen. Jetzt erhob er sich.

„Gut' Nacht!“

„Was willst', Heiner? Bleib!“ gebot Schubert.

„Der Sohn des Grenzmeisters darf nimmer bleib'n. Er muß fortgehn in die weite Welt, wo ihn niemand kennt!“

„Du bleibst! Geh her und setz dich wieder!“

Dem Zureden der braven Leute gelang es, ihn zu beruhigen. Er begann zu erzählen von all dem Leid, was er mit der Mutter zu ertragen gehabt hatte und verschwieg auch die letztvergangenen Ereignisse nicht. Als er geendet hatte, reichte ihm der Torbauer die Hand hinüber.

„Siehst, Heiner, es gibt einen Gott, der grad so straft, wie man sündigt! Er hat mich geblendet und ist durch mich wieder geblendet word'n, wie der Leutnant mit angesehen hat; er hat dich in den Bruch stürz'n woll'n und liegt nun selber tot darin. Sein Bau ist an einem einz'gen Tag zusammengebroch'n, wie du ihm geweissagt hast. Nun geh und tröst' die Mutter; Paulin' mag dich begleit'n. Dann schickst' die Knecht' hinaus zum Bruch und läß'st ihn holen. Du hast schwer zu trag'n; doch komm' zu uns, wir werd'n dir gern helf'n, es zu überstehen!“

Heiner ging, um die Mutter auf das Geschehene, von dem sie vielleicht noch nichts wußte, vorzubereiten. Pauline schloß sich ihm an.

„Weißt nun, Paulin', warum ich heut geweint hab?“ fragte er sie unterwegs.

„Nun weiß ich's, Heiner.“

[52] „Und willst mich dennoch lieb behalt'n?“

„So lieb wie erst. Nun brauchst auch net in den Dienst zu gehen. Die Flieg' am Hollunder hat ihre Schuldigkeit getan, und du bist Ulmenbauer geworden. Der Gram und die Sorg' hat ein End', und wenn das jetzt'ge Leid erst überstand'n ist, so wird das Glück einkehr'n bei uns und bei der Mutter!“

Aus Karl Mays literarischem Nachlaß

Von Dr. Max F i n k e

Als Karl May am 30. März 1912, acht Tage nachdem ihm noch im Wiener Sophiensaal über 3000 Hörer begeistert zugejubelt hatten, ein Paar gütiger und zur Güte verpflichtender Augen für immer schloß, da war es kein feierabendlich Sterben, keins mit dem Bewußtsein, den Werkplan ausgeführt, die Lebensarbeit vollbracht, den Schlußpunkt gesetzt zu haben. Es war ein für unsere nach Kriegskrämpfen erlahmende Zeit wahrhaft vorbildlicher Schaffenseifer, der den nimmermüd in Arbeit Büßenden und Sichreinigenden glaubhaft versichern ließ: „ – alle, alle Bücher, die ich, der Siebzigjährige, in meinem langen Leben geschrieben habe, alle meine Reiseerzählungen, alle meine Schöpfungen von Winnetou bis zu Marah Durimeh – sind nur skizzenhafte Vorstudien zu meinen eigentlichen Werken, die ich erst jetzt, im hohen Alter, schreiben werde! Erst jetzt beginne ich! Erst jetzt will ich – dichten!“

Der Tod ereilte ihn mitten in emsiger Vorwärtsbewegung. Noch ist die Arbeit der Nachlaßsichtung nicht vollendet. Neben einer Reihe von Bruchstücken unvollendeter Dramen – darunter „Schêtana“ und „Kyros“ – liegen Stoffsammlungen [54] und Vorarbeiten für frühere und noch geplante Werke vor. May wollte zum Drama übergehen. Die bisherige Form seines Schaffens, die vorzugsweise die „Reiseerzählung“ war, wurde ihm zu eng, zu unzulänglich. Ein Greis, gedachte er noch, mit großen Würfeln die weltbedeutenden Bretter zu erobern, um von höherer Warte, unmittelbarer, lebendiger, weiter und tiefer wirkend, an sein Volk, an die Menschheit die erziehende Frage zu richten: *E d e l m e n s c h , w o b i s t d u ?*

1.

Mit der 1906 bei F. E. Fehsenfeld in Freiburg i. Br. erschienenen – leider jetzt im Buchhandel vergriffenen¹ – zweiaktigen arabischen Phantasie „Babel und Bibel“ sollte eine ganze Reihe von Dramen beginnen, die zeigen sollten, in welcher Weise die Kunst zwischen Religion und Wissenschaft zu vermitteln hat. Der innere Vorwurf dieser geplanten Anschauungsdr a m e n sollte der nämliche sein wie der seiner bisher verfaßten Anschauungsb ü c h e r: Die Wandelung des Werte an sich reißenden Ich-Menschen in den Menschen der schenkenden Güte, des tätigen Wohlwollens; des Gewaltmenschen in den Edelmenschen. May fühlte sich berufen, ja heilig verpflichtet, wie er als Erzähler die Schundliteratur bekämpft hatte – und mit welchem nachhaltigen, ja immer noch wachsenden und reifenden Erfolge! –, [55] so auch für die immer mehr sittlicher Entartung und Verflachung anheimfallende Bühne Pionierarbeit zu leisten. „Babel und Bibel“ sollte nach seinem eigenen Worte der „Schneepflug“ werden, der die seiner Geistesart versperrte Bahn freimachen sollte. Das Heil deutscher Zukunft ist nicht von Bildungs- und Aufklärungsarbeit zu erwarten. Wir haben gefehlt, wir sind gestrauchelt, schuldhaft geworden, wie es einst der junge May ward. Wenn wir wieder emporkommen wollen, dürfen wir nicht vom Intellektualismus und seiner müden Skepsis Kraftgewinn erhoffen. Wie May sich entsühnte, indem er die ihm auferlegten Freiheitsstrafen rechtschaffen abbüßte, im „Zucht“-Haus den Keim zur Güte züchtete, den er dann während eines arbeitssauen langen Lebens immer mehr entfaltete, so muß auch unser Volk durch Aufruf aller lebensgläubigen Kräfte aus dem Tiefenpurpur des Echt-Religiösen seine völkische Orestie



¹ Nach den Verlagsplänen kaum vor 1922 wieder vorliegend. (Bemerkt sei, daß May ursprünglich den Titel „Abu Kital“ beabsichtigt hatte.)

erleben, seine seelisch-sittliche Genesung finden.

Diese „heilige Macht der wahren Religiosität, die Unwiderstehlichkeit des wahren Gottvertrauens, die Forderungen der edlen Menschlichkeit und die Möglichkeit eines vernunftgemäßen Völkerfriedens“ wollte May in „Babel und Bibel“ zur lebendigen Gestaltung bringen. May war, obschon für die Seelenkunde des Gewaltmenschentums mit reizbarer Einfühlung als Schriftsteller begabt, überzeugter Pazifist. Die vielfachen inneren Beziehungen Mays zu jenem ernstzunehmenden Pazifismus darzustellen, wäre in einer Zeit leidenschaftlichen [56] Streites über Wert und Möglichkeit einer universalen Völkerliga von Reiz und Nutzen, bleibe aber einer späteren Gelegenheit vorbehalten. Auch wäre es jetzt daran, die Aufführung des gedankenreichen Zweiakters endlich in die Wege zu leiten. Seine Bühnenwirksamkeit zu prüfen, scheint mir nicht Sache theoretischer Erörterung, sondern des praktischen Versuches.

„Babel und Bibel“ wird noch geraume Zeit im Buchhandel fehlen, bis der Neudruck herauskommen kann. Gerade deswegen werden es viele Leser begrüßen, wenn das Karl-May-Jahrbuch mit der Veröffentlichung der Vorarbeiten des Dichters zu jenem Werke beginnt, das neben Band 30 der gesammelten Werke „Und Friede auf Erden“ und neben den beiden Bänden 31 und 32 „Ardistan und Dschinnistan“ die Sehnsucht aller Kulturwelt nach dem Völkerfrieden künstlerisch gestaltet.²

Es fanden sich im Nachlaß eine Reihe auf „Babel und Bibel“ bezüglicher Handschriften mit dem Schlußdatum „Montag, den 1. 10. 1906“ und den Ueberschriften:

1. Babel und Bibel. Plan. Ein dramatisches Vorspiel aus zwei Welten, das ähnlich, wie Goethe im Vorspiel zu Faust Gott Vater handelnd einführt, Ard, den Herrn der [57] Erde, und Marah Durimeh, die Menschheitsseele, außer Kara Ben Halef und dem Scheik der Dschesireh-Araber auf die Bühne bringt. Man darf annehmen, daß May dieses Vorspiel nach seiner Vollendung einer 2. Auflage von „Babel und Bibel“ oder der eigentlichen Aufführung zugehört hat.

2. Babel und Bibel-Streit. Enthält wissenschaftliche und sonstige Notizen zu dem durch [Friedrich] Delitzsch ins Leben gerufenen „Babel und Bibel“-Streit, u.a. aus Werken von [Hermann Volrath] Hilprecht, H. [Hugo] Winkler, [Carl Ferdinand Friedrich] Lehmann, [Johannes] Lehmann-Hohenberg, [Heinrich] Pudor. Ein aufschlußreicher Beitrag zu der Arbeitsweise Mays. Er verband mit schöpferischem Zeugungsdrange eine außerordentliche Aufnahmefähigkeit für die scheinbar entlegensten Stoffkreise, sammelte mit Bienenfleiß alles Zweckdienliche, verarbeitete es, nahm es in seinen seelischen Chymus und Chylus auf, um seine Idealwelt ganz mit Wirklichkeitsgeist sättigen, sie mit realen Bausteinen aufbauen zu können. Gerade der Vergleich dieser Aufzeichnungen mit dem ausgeführten Zweiakter zeigt, wie wenig May den gegen ihn erhobenen Vorwurf des Plagiates, also des literarischen Diebstahls, verdient. Was er „entlehnte“, gestaltete er in organischem Wachstumsprozeß um, erlebte er, ja verlieh ihm durch seine eigenartige persönliche Gestaltung erhöhtes Leben, farbiger, tiefere Wirksamkeit. Auch dieses in einer Zeit berechtigten Kampfes um das Recht der geistigen Urheberchaft doppelt wichtige Thema: „War Karl [58] May ein Plagiator?“ gehört in den Aufgabenkreis der künftigen Bände des Jahrbuches³.

3. „Babel und Bibel“. Skizze.

a) Konkrete Tatsachen.

b) Abstraktes, Metaphysisches und Symbolisches.

c) (Ohne Ueberschrift): Ueber Ziel und das innere Wesen von „Babel und Bibel“.

d) Zur Bedeutung der Namen.

e) Innere Handlung: Sonstige Bemerkungen zu „Babel und Bibel“, betreffend Schauplatz, Deutung des Symbolhaften, Szenarisches, Mission des Ganzen.

Wir veröffentlichen im vorliegenden Jahrbuche Nr. 1 und 2 dieser Aufstellung, Nr. 3 behalten wir aus Platzgründen dem folgenden Bande vor.

² Vgl. Bd. „Ich“, S. 477: „Ich habe ein einziges Mal etwas Künstlerisches und Formvollendetes geschrieben, mein ‚Babel und Bibel‘. Was war die Folge? Es ist als ‚elendes Machwerk‘ bezeichnet und mit Spott und Hohn überschüttet worden. Da weicht man zurück und wartet auf seine Zeit. Und diese kommt gewiß!“

³ Zur Frage des Plagiates vgl. Karl May: „Mein Leben und Streben.“ Selbstbiographie. Neuherausgegeben von Klara May, Freiburg i. Br. 1912, (2. Auflage; vergriffen,) S. 218 - 223.

1. Babel und Bibel. (Plan.)

Ein dramatisches Vorspiel aus zwei Welten.

Personen.

Kara Ben Halef, der Scheik der Haddedihi vom Stamm der Schammar.

Marah Durimeh, die Herrin von Kulub.

Der Scheik der Dschesireh-Araber.

Ard, Herr der Erde.

Marah Durimeh, die Menschheitsseele.

Scheik kann den höheren Zweck der Ausgrabungen nicht begreifen, glaubt, man grabe nach Schätzen.

Es gibt allerdings eine Sage, daß hier Schätze verborgen liegen. Er verhält sich feindlich zu ihnen. Da schickt Halef seinen Sohn, ihn aufzuklären.

[59] Scheik: Wie, wenn nun Gott die Poesie uns sendete, uns aufzuklären über ... Kein Mensch würde ihr glauben. So glaube ich dir auch nicht. Du bist Poet, und Poeten sind Phantasten.

Als die Poesie verschwunden war, trat die Verwirrung ein. Vorsitzender empfiehlt strengste Prosa, Wissenschaftlichkeit, Objektivität. Strengster Ausschluß der Phantasie.

Erste Szene Versammlung der Grabenden. Vorzeigen der Funde. Alle Nationen und Kulte anwesend.

Ihr schüttet nächtlich zu, was sie am Tag geöffnet.

Die Gräber suchen mit ihrer Wissenschaft vergeblich nach der Bibliothek des Alim. Kara findet sie durch Inspiration.

Wir würden wohl usw.! Jedoch die Angst vor den Konsuls und der fremden Macht!

Laßt sie nur immer graben, denn was sie finden, finden sie für uns. Der Fund bringt ihnen Tod.

Drei Ruhetage (haben sie von heute an) sind drei Seligkeiten.

(Das schwebt und schwebt.) Das will sich greifen lassen.

(Und kommt doch nicht herunter.) Und kann doch nicht ganz heran.

„Der Herr allein stand in dem eigenen Licht.

Da sprach das Licht . . .“

E r d e : So hört: Des Raumes Seele ist die Zeit,

Und stirbt der Raum, wird sie zur Ewigkeit.

Drum ist hier jedermann darauf bedacht,

Daß sich die Ewigkeit bei uns nicht mausig macht,

Denn, lassen wir sie nicht zu uns herein,

Wird's umgekehrt: wir werden ewig sein.

S c h l u ß w o r t :

Heut ist der Tag der tausend Seligkeiten,

Der große Tag, den unser Herr gemacht.

So laßt uns denn zur Erde niederschreiten.

Es werde Licht - - - (Glocken klingen)

Der Mensch ist aufgewacht!

Beim letzten Kampf um Kara erscheint Marah Durimeh, stellt sich zwischen und ruft Ard zu:

[60] Dein ist die Erde, aber nicht der Mensch.

Ich bin der Mensch, der nach der Wahrheit sucht

Und nach dem Ort, an dem ich ihr begegne.

Im Paradies hat mich der Herr verflucht,

Daß er mich hier nun in der Hölle segne!

(Kam in d. Schweizermühle 9./10. 8. 05.)

Der blendend weiße Wüstensand verwandelt sich in schwarzes Fruchteland (es Sawâd). Streck I. 4.

Wir spielen nicht, was wir uns selbst ersinnen;

Wir spielen das, was uns das Leben gibt.

Wir spielen auch das nach, was ihr uns vorgespielt.

Entdeckungen haben etwas Berausches.

Denk nicht, es werde leichthin hier gewürfelt, wie - - -

Winkler, Babylon. Kultur 41.
Gefangene Gelehrsamkeit.
Materialisten.
Freie Wissenschaft.
Idealisten.
Begeisterung.
Phantast.

A r d : „Was ist der Mensch?“

K a r a : „Der Mensch ist eine Monarchie, regiert vom Geist.“

A r d : „Verdammt, das weiß der Kerl! Wo aber bleibt die Seele?“

K a r a : „Sie ist die Sultana ...

Und alles, was sich tiefer unten regt - -

A r d : „Das ist der Plebs, der - - -

K a r a : „Das ist das Volk, auf dessen starken Schultern, der Thron des Herrschers ruht. (Das Verhältnis des Herrschers zu den Leidenschaften des Volkes; hat auch seine eigenen.)

Folgt uns hier aus dem Land gefangener Geister

Hinauf ins Reich der freien Poesie.

Schande, nur einen Augenblick in der Stadt zu wohnen!!!

Schammar = Ansar,

Da konnte man noch schlafen.

Humuskissen. Urwald = Lagerdecke. Man schlief Jahrhunderte [61] lang⁴. Man wachte nur für Augenblicke auf, wenn kämpfende Gebirge einander anbrüllten oder Ozeane in wilden Träumen schnarchten. Kam mir ein Mastodon quer über die Nase gelaufen oder eine Urweltechse in das Ohr gekrochen, ich fühlte es nicht, das winzige Ungeziefer.

Heut aber irritiert mich jeder Menschenfloh. Man schläft überhaupt nicht mehr; man ist nervös geworden. Jetzt ackert mir die Menschheit übers Lager und pflanzt mir Zuckerrüben, Kartoffeln oder Gerste in das Bett. Und gar die Decke, wie hat man die zerredet! Der schöne Filz ist hin. Und was noch übrig ist, das stinkt nach Latrinenjauche und Agrikultur. Lege ich mich trotzdem hin, so spieße ich mir einen Kirchturm in das Fleisch oder es rattert ein Schnellzug unter mir hin. Das halte der Teufel aus, nicht aber ich!

Steine, Pflanzen, Tiere, die können nichts verraten. Die lasse ich noch gelten. Aber die Menschen! Die denken nach, die stecken ihre Nase in alles. Sobald ein Mensch mir hier in diese Bude kommt, bin ich verloren. Das ist eine alte Prophezeiung.

Wohlan zum Kampf! Heut wurde präludiert, doch morgen schon ...

Man läutet auf der Erde. Karfreitag - Tag der Qual.

K a r a : „Schattenbilder? Die sollt ihr haben. Doch wer den Schatten sehen will, der hat das Licht mit in den Kauf zu nehmen. Wir zeigen euch also zuerst ...“

Der Duft, der über diesem Stücke ruhen soll: Der Scheik haßt das Abendland. Und Marah Durimeh: Der Geist ging von euch fort, nach Westen. Ich ging ihm nach, ihn euch zurückzuholen, den Menscheng Geist. Er stand im Abendrot. Er kehrte um und kam mir entgegen, hochgestaltet und leuchtenden Angesichts.

Ard ist dem Menscheng Geiste tributpflichtig.

Will sich aber freimachen.

B a b e l : Erst wollte ich nicht. Ich sträubte mich. Ich hielt es für verrückt. Nun aber ...

[62]

2. Babel und Bibel-Streit

I. H i l p r e c h t . Die Ausgrabungen im Bel-Tempel zu Nippur, S. 4.

Man hat Wissenschaft und Offenbarungsreligion mit einander verquickt und wird die Konsequenzen davon tragen müssen.

Gott offenbart nicht Lehren und Wahrheiten, sondern Gott offenbart sich selbst.

⁴ Das Folgende spricht offenbar der „Herr der Erde“.

Gegensatz

Verbalinspiration ----- – organische Auffassung.
heil. Schrift

Sterne 420. 10. Altebaran = [Alfred] Jeremias „Im Kampfe“ 29. 37. 40. 41. 42. Alte Testament: 329. 335.

EI = Gott, El-Schaddai, Gott der Allmächtige.

Die Vorfahren Moses und Abraham verehrten den „Gott aller Menschen“; sie bekamen dann „ihren“ Gott. Also ganz so, wie jetzt die Katholiken auch „ihren eigenen“ Gott und Erlöser haben.

Gebet der Assyrer. 420. 25. (Hommel.) Engel des Himmels.

Engel des Abgrunds. Winkler „Babyl. Kultur“ 28.

Das Gesamtbild unserer heutigen geistigen Bestrebungen ist zweifellos das der **Zerfahrenheit**.

**Wir wollen nicht Zerstreung, sondern Sammlung, nicht Entzweiung, sondern Vereinigung!
Laßt Glocken läuten, alle Erdenglocken!**

Wir dürfen nicht zerstreuen, wir müssen sammeln. Wo alle Himmel ihrem Herrn frohlocken, versuch' die Menschheit wenigstens zu stammeln!

Babylon: Weltanschauung

Hugo Winkler. „Die babyl. Kultur.“

Nubattum, der Unglückstag, der durch Gehorsam gegen Gottes Führung zum Segenstage wird. Jeremias, „Im Kampfe“ 36.

II. Hölle und Paradies. [Alfred] Jeremias. (Irkalla 15.)

Nergaltempel v. Kutha. 17. Wenn er einst ausgegraben sein wird, werden wir Neues über babyl. Höllenphantasien erfahren. 3.

Unterarme der Leiche nach oben gerichtet. 9.

[63] Aralu Totenwelt 14.

Sie wollen die Unterwelt zertrümmern! Kraftszene! 15.

Da liegen am Boden Kronen 16. (Bild.)

Totenbefrager 20.

Ea, der Obermagier unter den Göttern. 26

Adapa (Bibliothek) 27.

„**In Linnen von Eridu gehüllt**“, 30. (Ausdruck!)

Marduk, der große Aufseher der himml. Geister. 30.

Seele, Leiche 31.

III. Winkler. Abraham als Babylonier.

Josef als Aegypter.

Der Mensch soll nicht auf die herabblicken, durch die er wurde, was er ist!

Abraham der Chelilu 'Ilah. Der Freund Gottes. 7.

Die Summe des Lebenswerkes führender Geister vermag die Menschheit nicht im engen Zeitraume eines Menschenlebens zu ziehen. 24.

Für den Orient ist die Religion die geistige Begründung und Erklärung aller Weltordnung.

Der religiöse Mittelpunkt war von der 1. Dynastie an Babel.

Im älteren Reiche gab es zwei Mittelpunkte: Ur und Harran. Abraham war also Anhänger der älteren Religion.

Die Götterspitze ist der Gott der Völker- oder Menschheitsspitzen!

IV. Lehmann. Babyloniens Kulturmission.

Feuerpost 11.

V. Lehmann-Hohenberg. Naturwissenschaft und Bibel 423.

Wir stehen im Morgengrauen eines anderen Weltentages 1.

Fernstenliebe 30.

Edelmenschen 30.

VI. Pudor. Babel - Bibel.

Welch eine ungeheure Spanne Zeit muß der Menschheit vor dem fünften Jahrtausend zugestanden

werden, bis sie jene Werke der Kunst zu schaffen befähigt war!

[64] Außerordentliche Schamhaftigkeit der babyl.-assy. Kunst. Nackte männliche Figuren finden sich nie, weibliche sehr selten.

Winkler. Gesetz Hammurabis.

VII. Sintfluturgol 42.

Marah Durimeh erzählt dem Babel: „**Die Zeit ist die große Flut.**“

Da plötzlich steigt es auf; es rollt und rollt heran. Herr hilf uns, wir verderben! Das ist die Zeit, die fürchterliche Zeit! Die alles, was zu messen ist, vernichtet und verschlingt! Und doch, und doch! Sie kam von Gott und rollt zu ihm zurück. Die Sintfluthügel fraßen nur die Körper, die sich weigerten, zu Geist zu werden...!

(Scharf nachdenken!)

„Ein ganz verrücktes Weib!“ ruft Babel aus. II. Akt.

Die Zeit, die Flut, die uns die Sünde brachte und sie auch wieder mit sich nimmt.

Wohl dir, wenn du die Zukunft schaust

Und fleißig an der Arche baust.

VIII. Jeremias, Monotheistische Strömungen.

Gudea: Kein Verständiger wird den Tempel eines Zauberers betreten. 5.

Heptagramm 7.

Schicksalstafeln 8.

Bücher der Urzeit, die vor der Sintflut vergraben wurden. 8.

Hiervon spricht Babel. Marah sagt: „Dieses Buch, das ist das Firmament.“

Babel: „Diese Frau, die ist verrückt!“

Sintflut ist eben die Zeit.

Der Raum war geschaffen und belebt worden; dann kam die Zeit. Sie trennt sich von der Ewigkeit; das ist „Sünde“, der Irrtum, der sich an dem Ewigen vergeht, um scheinbarer zeitlicher Vorteile willen!

IX. Hilprecht. Ausgrabungen I.

Al Adschor, Backstein.12.

Etagenturm Ziggurat. 117. 140.

Königl. Ueberschrift. 117.

[65]

2.

Charakteristisch für die hohe Auffassung Mays von der Zukunftsbedeutung der Kunst, die berufen ist, alle bisherigen „Schattenspiele“ abzulösen, ist der folgende 6. Kunstbrief vom 15. April 1907. Band 34 der „Gesammelten Werke“ „Ich“ enthält S. 241 - 266 die ihm vorangegangenen fünf anderen Kunstbriefe (1906/07). Dieser 6. wurde erst nach Herausgabe des „Ich“-Bandes aufgefunden. Er ist, wie die übrigen, an Leopold Gheri⁵, damaligen Schriftleiter des Innsbrucker „Kunstfreundes“ gerichtet und blieb unabgeschickt, da Gheri die Redaktion niederlegte. May hatte 12 Kunstbriefe geplant, die monatweise, anfangend mit dem 2. Oktober 1906, im „Kunstfreund“ veröffentlicht werden sollten. Außer in seiner Selbstbiographie und an vielen Stellen seiner Werke hat May sich zusammenhängend über seine Kunstauffassung in seinem letzten Wiener Vortrag⁶ geäußert.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Wir stehen im April, jenem wetterwendischen Monat, dessen meteorologischen Behauptungen nie zu trauen ist; aber schließlich macht er die Prophezeiung, daß der Frühling kommen werde, doch immer wahr. Das Aprilwetter ist berühmt oder vielmehr berüchtigt. Da heißt es:

[66] Bald so, bald so! Aber wirklich verlassen kann man sich auf nichts, nicht einmal auf die Stunde, in der man lebt!

⁵ Von Leopold Gheri brachte das erste Karl-May-Jahrbuch 1918 die Reiseerzählungen „Auf der Hammada Mokattam“ und „Châbet el Akhrâ“, außerdem die Wiedergabe eines Gemäldes Ali-el-iswud.

⁶ Bd. „Ich“, S. 513 ff.

Ich meine, solchen April haben wir jetzt überhaupt, nicht nur in physikalischer Beziehung. Auf allen Gebieten alle möglichen Witterungen. Man kennt sich fast nicht mehr aus. Jeden Augenblick einen andern Wind. Barometer und Thermometer gefallen sich in Schulknabenstreichen. Wenn es schneit, ist es Wasser; wenn es regnet, ist es Schnee. Und scheint einmal die Sonne, so zieht man Hand- und Filzschuhe an, um nicht zu frieren - in Handel und Wandel, in der Politik, in der Wissenschaft, in der Kunst, ja sogar in der Theologie, die man augenblicklich fast mit einem Wetterhäuschen vergleichen möchte, aus dem bald der Herrgott und bald der Teufel, bald der Glaube und bald der Unglaube vor die Türe tritt. Man könnte an allem Gewesenen, Seienden und Erwarteten irr werden, wenn man nicht ganz genau wüßte, daß grad diese vielgestaltete Unzuverlässigkeit das sicherste Zeichen des nahenden Frühlings ist, wie im innern seelischen und geistigen Leben, so auch im großen, äußern Leben der Völker.

Auch die neuere Kunst steht im April. Es wäre überflüssig, dies besonders nachzuweisen. Aber dieses scheinbar unbeständige Stürmen, Stöbern, Wallen und Wehen ist kein schlimmes, sondern ein gutes Zeichen. Es ist ein Beweis des Lebens, der gärenden Zukunftskräfte, die nach Erlösung, nach Gestaltung streben. Geben wir ihnen Raum, lassen wir sie frei, so sprießt und grünt und blüht es allerorten und alles das, was uns als überraschende, vielleicht sogar als unberechtigte Sonderheit erschien, wird in die duftende Harmonie gezogen und stimmt in den allgemeinen Jubel ein, daß die große Zeit der Renaissance noch nicht vorüber sei, sondern höchstwahrscheinlich erst nun beginne. Denn die Perioden der Kunst spannen weiter, als man glaubt. Wer da meint, sie mit kurzen Jahrzehnten abfinden zu können, der irrt. Wer so Riesiges zu erreichen hat wie sie, bewegt sich nicht im Schritt der Zwerge, und ein Künstler ist nur dann als groß zu bezeichnen, wenn er nicht für die nächste Nähe, sondern für Entfernungen schafft. [67] Und ein Lehrer der Kunst steht nur dann am rechten Platze und kann nur dann Bedeutendes erzielen, wenn er sich immer vor Augen hält, daß der Kunstbegriff nicht standesamtlich festzulegen ist, sondern sich mit den Jahrhunderten wandelt, weil er die Aufgabe hat, mit der Menschheit ununterbrochen in höhere Jahrtausende emporzusteigen. Darum kommt es vor, daß einer, der sich auf der Höhe glaubt, schon überwunden in der Tiefe liegt, und daß ein anderer, den er weit unter und hinter sich wähnt, ihn längst überholte und grad derjenige ist, dem er unterlag.

Was ist Kunst, und wer ist ein Künstler? Jedermann glaubt, die Antwort hierauf zu wissen, und doch ist es sehr leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß keiner von uns allein sie weiß. Was ist Kunst, ist ganz gewiß ebenso eine Titanen-Frage wie: Was ist Glaube? Sie ist himmelstürmend, Wer noch nicht bewiesen hat, daß er Titane ist, der sollte sich hüten, zu glauben, daß er diese Frage lösen könne. Und hätte er es bewiesen, so müßte man ihn daran erinnern, daß es sogar auch den Titanen nicht gelang, den Sitz der Götter zu erreichen. Auch deutet das Wort Titane mehr auf praktisches Können als auf theoretisches Wissen. An der Unzulänglichkeit und dem Unverständnis der Theorie sind schon viele zugrunde gegangen, an der künstlerischen Tat aber wohl noch keiner. Die Kunst ist überhaupt nur Tat. Sie entsteht im Innern. Je größer und wertvoller sie ist, desto langsamer und bedächtiger reift sie nach außen heraus. Sie braucht Zeit, wie alles andere, ja, oft mehr Zeit als alles andere. Und diese Zeit muß man ihr gewähren, ohne drein zu reden, ohne sie zu stören. Heutzutage aber ist es zur Gewohnheit geworden, über jedes Ei, kaum daß die Glucke es legte, in Eile herzufallen, um zu bestimmen, ob es ein Hühnchen, ein Hähnchen oder wohl gar ein Karnickel sei. Dann legt man es nicht der Henne, sondern dem künstlichen Apparate unter, und was da herauskommt, wird in irgend einem gedruckten Kunst-Restaurant als Back- oder Brathänderl mit Buttertunke und Beigemüse verspeist. Die meisten aber kommen noch nicht einmal in den Brutofen, [68] sondern sie werden schon als Ei genossen, mit oder ohne Konfitüre. Man hat verlernt, zu warten. Wer mit achtzehn Jahren beginnt, ist mit zwanzig schon berühmt oder abgetan. Man läßt nicht reifen. Man schüttelt die Bäume zu früh. Daher das viele unreife Obst, auf das aber hunderte von Unternehmern warten, um es zu Gelee oder Marmelade einzukochen und an den Mann zu bringen. Damit züchtet man - fast hätte ich gesagt, Dilettanten, und damit etwas ganz anderes getroffen, als ich treffen wollte. Dilettanten sind achtbar, sind nützlich, sind nötig. Ich meinte vielmehr: Man züchtet ein künstlerisch impotentes Laientum heran, das sich einbildet, Kunst-Priesterschaft zu sein und in das Heiligtum zu gehören. Die Menge dieser an sich ganz braven Leute wächst von Tag zu Tag. Sie schwillt an. Sie füllt die Spalten der Zeitungen, der Blätter, der Revuen, der Journale und wie das alles heißt. Wer es nicht besser weiß, der glaubt wirklich an das „Volk von Den kern und von Dichtern“, als das man sich in diesen Kreisen betrachtet. Aber den wirklichen Denker lehnt man ab, und der wahre Dichter und Künstler

wird entweder, wenn er nicht starke Ellbogen hat, von der Menge erdrückt oder er muß jahrzehntelang mit allen möglichen Widerwärtigkeiten und Hindernissen kämpfen, ehe es ihm einmal gelingt, sich bemerklich zu machen.

Dabei kommt der Kunstbegriff, anstatt im Kurs zu steigen, ins Fallen. Er verliert immer mehr an Inhalt und an Wert. Er strebt nicht mehr in die Höhe, sondern er fließt in die seichte Breite auseinander. Wer in dieser Seichtheit auf Händen und Füßen paddelt, es aber versteht, als wirklicher Schwimmer zu erscheinen, der ist der Held des Tages und wird um so lauter bewundert, je mehr er den Schlamm vom Boden rührt und das klare Wasser trübt. Jede besondere Kapriole erhält besonderen Lohn. Hierdurch verändern und verschieben sich die künstlerischen Maße. Sie werden kleiner. Die Ansprüche sinken. Das Auge gewöhnt sich derart an das Niedrige und Geringe, daß alles, was darüber hinausreicht, in die Gefahr kommt, als bedenklich und abnorm zu erscheinen. Man hört auf, dem Höheren, [69] dem Großangelegten zu trauen. Ich glaube ja, daß der gute Wille und wohl auch das gute Gewissen vorhanden sind, aber indem man bei jedem einzelnen Schneeglöckchen stehen bleibt, um es als Frühlingswunder anzustaunen, hat man kein Auge für das gewaltige Knospen und Treiben hoch über diesen nebensächlichen Unbedeutendheiten, kein Ohr für den prophetisch sausenden und brausenden Chor der Lüfte und kein Verständnis für das wachsende Schwellen und Quellen im eigenen Herzensinnern.

Und wir haben doch schon April! Und es soll doch Frühling werden. Und wer nicht an eine Wiedergeburt, an eine Renaissance glaubt, der sage: Neugeburt; auch das ist richtig! Wir spüren ihren Hauch. Sie ist schon wahr, sie steht schon vor der Tür. Denn die Sünder mehren sich. Das ist das untrüglichs-te Zeichen, daß sie kommt. Die Wasser quellen. Auf den Waldwiesen platzt der Rasen. Das Neue bricht hervor. Die alten Rinnen und Furchen können es nicht fassen. Die Gräben werden zu eng. Alle Röhren und Mulden laufen über. Die Dämme reißen. Die Quellen werden zu Bächen. Sie achten nicht der bisherigen Ufer, sondern sie suchen sich neue Wege. Was ihnen hinderlich ist, wird zur Seite geschwemmt, wo es nichts mehr gilt, oder mit fortgenommen. Das sind die Sünder, auch in der Kunst. Sie stammen nie aus niedriger Gegend, sondern stets aus dem Hochlande. Bei ihnen gibt es keine Bedenken. Sie lassen sich nur von ihrer eigenen Schwerkraft leiten. Andere Gesetze kennen sie nicht. Das Alte ist ihnen nur dann heilig, wenn es sie nicht hindert, sonst zerstören sie es oder graben sich andere Wege. Um sie an der Arbeit zu sehen, genügt es, in der heutigen Gegenwart Umschau zu halten. Früher durften sich nur Grandseigneurs, wie z. B. Goethe, gestatten, einen eigenen künstlerischen Willen zu haben. Heut ist das schon gewöhnlicheren Sterblichen erlaubt, denn man sieht, daß ihrer zu viele sind; man kann nichts dagegen machen. Die alten Regeln platzen. Die Gesetze werden morsch und fallen stückweise ab. Welcher Dramatiker glaubt noch an Gustav Freytags Technik? Man munkelt sogar von einem immer größer werdenden und sich [70] immer weiter verbreitenden Zweifel an der Legitimität der jetzigen Regierungen im Reiche der Kunst. Der Respekt will schwinden. Man erlaubt sich, zu ketzern. Man wagt es, zu behaupten, daß der Natur des Göttlich-Menschlichen eine größere Autorität zukomme als den Konservatoren veralteter Anschauungen, die, selbst wenn sie aus Griechenland stammen, für unsere Zeit nicht mehr passen. Man behauptet, daß die von dieser Seite krampfhaft festgehaltene Kunst nicht mehr als natürlich, sondern als erkünstelt erscheine. Die wahre und die einzige Quelle der Kunst sei das Leben, aber grad dieses Leben handle nach keinem einzigen der gegenwärtigen Kunstgesetze. Seit die Erde steht, habe sich niemals irgend ein Ereignis in der Weise abgespielt, wie die Theorie es z. B. für die Kunst des Romanciers oder des Dramatikers gebietet.

Es ist richtig, daß derartige Darlegungen nicht unberechtigt sind. Man braucht sich von der Kunst und ihren Bedingungen keineswegs loszusagen, um neue Quellen springen und neue Wasser stürzen zu sehen. Die Axt schallt durch den Wald. Es wird abgeholzt, und frische Schonungen entstehen. Das düstere Nadeldickicht soll zum hellen Park, zum frohen Laubforst werden. Da sind wohl andere Maße und andere Formen und andere Farben nötig, nicht theoretisch ausgeklügelt und auch nicht konventionell gebieterisch oder gar diktatorisch prahlend, sondern der Natur im innigen und liebevollen Verkehr abgelauscht und der längst ersehnten, segensreichen Zeit entsprechend, der wir entgegengehen.

Ich sehe es schon blühen! Nicht nur in Garten, Feld und Hag, auch in der Kunst. Und das gibt dieses Mal ganz andere Knospen als die gewöhnlichen, alljährlichen! Sie sind von ganz besonderer Art und lassen auf Früchte schließen, die vorher nie geerntet worden sind. Und herzerhebend ist dabei, daß es grad an den Stellen am meisten, am schönsten und am hoffnungsvollsten blüht, die man bisher für unfruchtbar, für

zurückgeblieben, für inferior gehalten hat. Da gilt es, unseren Blick nach vorn zu richten, vom Winter und über den eingetretenen Lenz hinweg in die kommenden Sommermonate hinein. Zwar ist nichts pietätvoller [71] als die Kunst, und wir sind sehr gern bereit, der Vergangenheit ihren vollsten Wert zu zollen; aber wir haben der großen Männer mehr als genug, die dieses für uns alle tun, und fühlen uns berechtigt und verpflichtet, nun auch auf das, was nahen will, zu achten. Die jungen Künstler der Gegenwart streben alle der Zukunft entgegen. Keiner von ihnen ist so vergangenheitstrunken, daß er vor der „alten Zeit“ und ihren steinernen Gesetzestafeln im Staube liegt und den Ruf nicht hört: „Mache dich auf und werde Licht!“ Es scheint die Zeit gekommen zu sein, in der, wer groß werden will, auch in der Kunst, sich nicht mehr rückwärts, sondern vorwärts zu wenden hat. Und wenn wir unumwunden zugeben, daß wir in religiöser Beziehung alle unsere Hoffnung in die Zukunft richten, so ist es doch wohl selbstverständlich, daß auch die Kunst nicht nach dem vergangenen, sondern nach dem zukünftigen Leben strebt, das mit uns auch ihr verheißen worden ist.

Die griechische Kunst erreichte nur den mythologischen Himmel. Die heutige Kunst hat es nicht mit Göttern, sondern mit Menschen zu tun, die vom Staube zu erlösen und hoch über den „Olymp“ emporzutragen sind. Das tut der Glaube, der zum Schauen führt. Der Kunst aber fällt die herrliche Aufgabe zu, uns die Seligkeit dieses Schauens vorahnen zu lassen, indem sie uns die irdische Form vergeistigt und beseelt. Man mag diese ihre Aufgabe begreifen oder nicht, sie wird sie lösen, wenn nicht durch uns, so dann durch andere, die nach uns kommen und einsichtsvoller sind als wir.

Radebeul-Dresden, den 15. April 1907.

Karl May.

3.

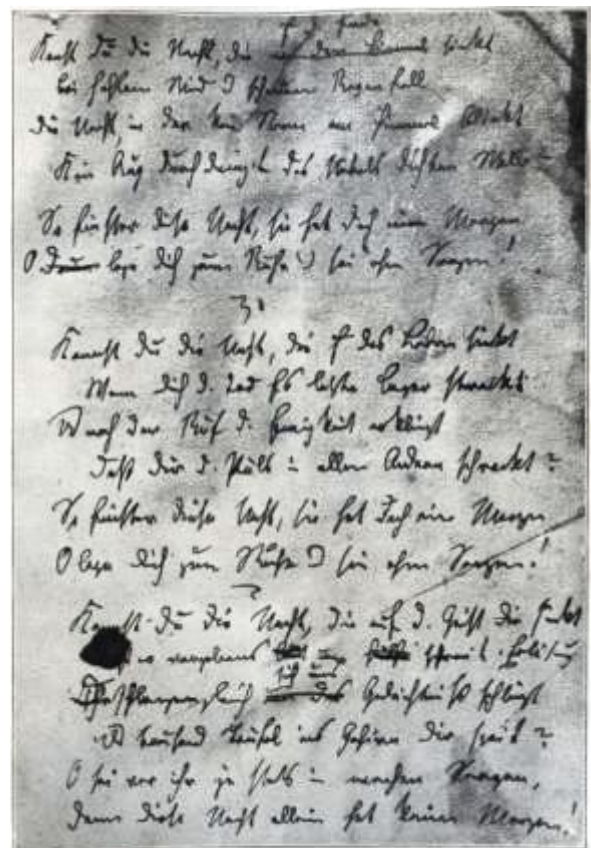
Kennst du die Nacht, die auf die Erde sinkt
Bei hohlem Wind und scheuem Regenfall,
Die Nacht, in der kein Stern am Himmel blinkt
Kein Aug' durchdringt des Nebels dichten Wall?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen.
O lege dich zur Ruhe und sei ohne Sorgen.

[72] Kennst du die Nacht, die auf das Leben sinkt
Wenn dich der Tod aufs letzte Lager streckt
Und nah der Ruf der Ewigkeit erklingt,
Daß dir der Puls in allen Adern schreckt?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen.
O lege dich zur Ruhe und sei ohne Sorgen.

Kennst du die Nacht, die auf den Geist dir sinkt,
Daß er vergebens um Erlösung schreit,
Die schlangengleich sich ins Gedächtnis schlingt
Und tausend Teufel ins Gehirn dir speit?
O sei vor ihr ja stets in wachen Sorgen,
Denn diese Nacht allein hat keinen Morgen.

In vorstehendem Gedicht aus Karl Mays Nachlaß werden die Sattelfesten seiner Gemeinde einen alten Bekannten wiedererkennen. Es findet sich im 2. Bande des „Winnetou“, S. 32. Der Winnetou-Kenner wird sich vielleicht des Zusammenhangs erinnern.

In New Orleans verliert May die Spur der beiden Flüchtlinge, W. Ohlerts und seines Verführers. Er findet sie wieder mit Hilfe eben des hier faksimilierten Gedichtes, das er gegenüber der im Nachlaß gefundenen Fassung stellen- bzw. wortweise geändert in der bereits damals in New Orleans erscheinenden „Deutschen Zeitung“ las; d. h. nach der Darstellung des Dichtwerkes, also nicht in Wirklichkeit. Es war unterzeichnet mit „W. O.“, den Anfangsbuchstaben des Gesuchten und überschrieben: „Die fürchterlichste Nacht.“ May sagt selbst: „Die Ueberschrift glich der Kapitelüberschrift eines Schauerromanes.“ (Winnetou II, S. 31.) Das



Handschrift zu Karl May's Gedicht „Nacht“

Gedicht ⁷ lautet in der Winnetou-Fassung:

[73] Die fürchterlichste Nacht!

Kennst du die Nacht, die auf die Erde sinkt
Bei hohlem Wind und schwerem Regenfall,
Die Nacht, in der kein Stern vom Himmel blinkt,
Kein Aug' durchdringt des Wetters dichten Wall?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen;
O lege dich zur Ruh, und schlafe ohne Sorgen!

Kennst du die Nacht, die auf das Leben sinkt,
Wenn dich der Tod aufs letzte Lager streckt
Und nah der Ruf der Ewigkeit erklingt,
Daß dir der Puls in allen Adern schreckt?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen;
O lege dich zur Ruh, und schlafe ohne Sorgen.

Kennst du die Nacht, die auf den Geist dir sinkt,
Daß er vergebens nach Erlösung schreit,
Die schlangengleich sich um die Seele schlingt
Und tausend Teufel ins Gehirn dir speit?
O halte fern dich ihr in wachen Sorgen,
Denn diese Nacht allein hat keinen Morgen! W.O.

Man möge die von der Verfolgung Gibsons und Ohlerts und der endlichen Unschädlichmachung des Hochstaplers und Rückgabe des Sohnes an den Vater handelnden vier ersten Kapitel des 2. Bandes Winnetou (Als Detektive. - Die Kukluxer. - Ueber die Grenze. - Durch die Mapimi.) selbst wieder einmal durchblättern. Die Fülle der in dieser Detektivgeschichte offenbarten Gestaltungskraft, der Handlungsreichtum der Erzählung reizen dazu. Ich erinnere nur daran, daß Gibson, der sich im Besitze der Legitimationen des geistesgestörten und von ihm hypnotisierten William befindet, dessen Namen angenommen hat, um als Sohn eines bekannten Bankiers überall den Kredit der Banken in Anspruch [74] nehmen zu können. Dies gelang ihm umso leichter, als ja dem echten William, um psychiatrisch zu reden, das Ichbewußtsein „abreagiert“ war.

May benutzt nun die drei Gedichtstropfen⁸ dazu, um in dem Irren dieses Ichbewußtsein wieder wachzurufen. Er las die erste Strophe vor. Es gelang nicht. Ebenso wenig bei der zweiten. Erst als er mit lauter Stimme die bilderreichen letzten vier Zeilen der dritten Strophe vorgelesen, flackerte mit der Erinnerung das Ichbewußtsein des Irren hell auf, freilich, um alsbald wieder zu erlöschen. Die Heilung gelingt erst später mittels eines - Kolbenhiebes, der die poetische Wahnsinnsmonomanie erschlagen zu haben schien, und durch die Kunst des Ordensbruders Benito in Chihuahua. Es sei nur noch hinzugefügt, daß bei der Unternehmung der lang vermißte Bruder Williams in der Gestalt des Gambusinos Harton gefunden und daß der alte Scout Old Death, der an der Verfolgung und Auffindung des Schurken Gibson hervorragenden Anteil genommen, infolge eines Mißverständnisses von der Kugel eines Freundes getötet wird. [Harton ist der Bruder von Old Death, nicht von William Ohlert!]

Soviel zu dem Zusammenhang, in den Mays Erzählgabe unser Gedicht hineinverflochten hat.

Das hier faksimilierte Gedicht wurde von dem Leiter des Karl-May-Verlages, Dr. E. A. Schmid, kurz nach Mays Tod im Nachlaß vorgefunden. Das [75] Original ist sehr vergilbt und anscheinend uralte. Dieser Umstand und vor allem die Beurteilung der Handschrift und des Inhaltes legen den Schluß sehr nahe, daß es während der schlimmsten Zeit entstanden ist, die May erlebte⁹, nach Abbüßung seiner zweiten

⁷ Das Gedicht findet sich auch in Mays „Münchmeyer-Romanen“: „Waldröschen“ und „Der verlorene Sohn“.

⁸ Man vergleiche mit dieser geschickten romantischen Verwendung eines Gedichtes die noch kunstvollere eines anderen, friedensfreundlichen Gedichtes in Bd. 30 „Und Friede auf Erden!“, dessen einzelne Strophen die großen Themen der ganzen Bandkomposition bilden.

⁹ „Ich“, S. 447: „Da begann es plötzlich in mir laut zu wüten und zu toben, zu schreien und zu brüllen wie in einem Dorfwirtshause, in dem die Bauernknechte mit Stuhlbeinen aufeinander schlugen.“

Freiheitsstrafe in den 60er Jahren. Solche Nächte, wie die in der ersten Strophe des Gedichts beschriebene „bei hohlem Wind und schwerem Regenfall,“ mag May von den höhennenden, versuchenden Stimmen seines entflugten Innern, ein unsteter Ahasverus, des öfteren, und zwar in der Einsamkeit der Natur und nicht nur vom Schreibtisch aus, erlebt haben.¹⁰

Dieses Gedicht scheint mir eine unmittelbare Bestätigung für die Auffassung zu geben, daß May, wie viele andere Dichter, in seiner dichterischen Tätigkeit die Entspannung seines reizsamen Trieblebens, den Ersatz der Tat-Wirklichkeit, die ihn straucheln ließ, durch die Gedanken-Wirklichkeit, die ihn emporhob und entsühnte, nicht nur suchte, sondern auch fand. Des weiteren wird diese Auffassung im vorliegenden Jahrbuch von Amtsrichter Dr. A. Hellwig in seiner Studie über das Kriminalpsychologische bei Karl May mit Hinweisen auf Goethe („Faust“), Lord Byron („Manfred“) und [76] das Gedicht G. Kellers „Der Schulgenosse“ überzeugend ausgeführt, so daß ich mich begnüge, darauf zu verweisen.¹¹

May sucht sich durch seine umfängliche und alle Seiten des Trieblebens mit Ausnahme der geschlechtlichen umspannende schriftstellerische Tätigkeit von seiner kriminellen Vergangenheit zu befreien, die zu Tat und vielleicht neuem Konflikt mit dem Strafgesetz führenden versteckten Triebe seiner Willensnatur durch dichterische Gestaltung zu bezwingen, sich „abzureagieren“.

Ja, diese Selbstprojizierung seines vielgestaltigen Ich in die beiden Gruppen der Gewalt- und der Edelmenschen seiner Werkeserie geht, wie unser Gedicht beweist, soweit, daß er die Empfindungen des Schmerzes, der Verzweiflung, der Angst vor der Wiederkehr des Unbegriffen-Dämonischen, die Angst vor der Wahnsinnsnacht, die ihn in seiner schlimmsten Zeit so oft durchzittert haben muß¹², aus seinem eigenen Seelenbezirk abschiebt und bedenkenlos damit das Innere seiner Geschöpfe befrachtet. Fürwahr, die erstaunlich zweckmäßige Instinkthandlung einer biologisch urkräftigen, zu langer Lebensdauer und starkem Schaffen vorherbestimmten Seele! Ein Akt der Selbstbefreiung, der Entselbstung, der seelischen Entgiftung, der jene glückliche organische Heilkraft voraussetzt, die ein Seelenarzt manchem mit geringerem Genesungsdrang behafteten Patienten von Herzen wünschen möchte. Glückliche Dichter, [77] ihr vervielfältigt euer Inneres, ihr sichert euch Genesung von büßender Reue, von dem bohrenden Schmerz der Erinnerung, von der Gewissenslast der Verfehlungen!

Ich zweifle nicht daran, daß wir in dem Gedicht einen Stimmungsniederschlag aus der seelischen Entwicklung Mays selbst und keineswegs nur *ad hoc* verfaßte Verse vor uns haben. Auf diesen subjektiven, unbewußt selbstbiographischen Charakter des Gedichtes weist schon das Zittrige, Beengende und Beängstigende der Urschrift hin. Man vergleiche nur damit die sonst fast kalligraphische Handschrift Mays, selbst aus den letzten Lebensjahren des Greises. Handschriftenproben bringen der Band „Ich“ (Bd. 34) in der Wiedergabe des Testaments, ferner das Faksimile eines Romansenien-Entwurfes „Mensch und Teufel“ im 2. Jahrbuch (1919, hinter S. 64), endlich Professor Gurlitts Werk „Gerechtigkeit für Karl May!“. Die erste und dritte Probe sind jünger, die zweite ist älter als die hier faksimilierte Urschrift. Im Gegensatz zu diesem Gedicht „Nacht“ war Mays Handschrift sonst auch von Aenderungen frei¹³. Doch soll auf die Handschriftendeutung nicht näher an dieser Stelle eingegangen werden. Prof. Dr. Gurlitt beschäftigt sich damit in seinem soeben erwähnten Werk (Karl-May-Verlag 1919). Die Ausnahmestellung, die unser Gedicht unter den sonstigen Urschriften einnimmt, dürfte aus dem bisher Gesagten schon hervorgehen.

Die Prüfung vom Standpunkt der Textkritik [78] ebenso wie von dem der Seelenkunde zeigt, daß die Seelenstimmung, aus der heraus das Gedicht geboren wurde, von May selbst erlebt worden sein muß, nicht nur dichterisch, sondern sozusagen biographisch oder biologisch im Ablauf seiner eigenen Jugendentwicklung.

Die Urschrift enthält in der 3. Strophe das Wort „Gedächtnis“. Im „Winnetou“ ist es in „Seele“ geändert. In „Mein Leben und Streben“ nennt sich May seelisch krank und macht einen scharfen Unterschied zwischen seelischer und geistiger Erkrankung. Mit der „Gedächtnis“-Nacht ist jene Verdunklung gemeint, die - zufolge seiner Selbstbiographie - in Auswirkung schmerzlicher innerer Verletzungen die Einheit seines Ich aufhob und jenen Dämmerzustand mit stark verminderter Zurechnungsfähigkeit in ihm erzeugte, in dem er Taten,

¹⁰ „Ich“, S. 386: „Ich bin, um diesen Stimmen zu entgehen, aus dem Bett gesprungen und hinaus in den Regen und das Schneegestöber gelaufen.“

¹¹ Vgl. S. 236 f. dieses Jahrbuchs.

¹² „Ich“, S. 375, 387 u. a.

¹³ Bd. „Ich“, S. 476: „Ich verändere nie, und ich feile nie.“

sogar rückfällig, beging, die ihn vor den Staatsanwalt brachten.

Im „Winnetou“, S. 32, sagt May von dem Gedicht: „Mochte man es für literarisch wertlos erklären, es enthielt doch den Entsetzensschrei eines begabten Menschen, welcher vergebens gegen die finsternen Gewalten des Wahnsinns ankämpft und fühlt, daß er ihnen rettungslos verfallen müsse.“ Dieses Urteil beweist übrigens, daß May die Bedeutung seiner in der Tat begrenzten Begabung für die Poesie im engeren Sinne keineswegs überschätzt hat. Er brauchte dies auch gar nicht, da das Plus an dramatisch-dialogischer Begabung und Erzählerkunst gewaltig genug erscheint.

Das Gedicht mit seiner scharfen logischen Dreiteilung bestätigt auch das von May in Band „Ich“, [79] S. 379, gesagte: „Ich war seelenkrank, aber nicht geisteskrank. Ich besaß die Fähigkeit zu jedem logischen Schlusse, zur Lösung jeder mathematischen Aufgabe.“

Wenn Dr. Droop in: „Karl May. Eine Analyse seiner Reiseerzählungen“, S. 43/4, die Eigenart Mays, vor Abfassung eines Gedichtes erst eine feste, logisch klare Disposition zu suchen (Bd. 30, S. 50), zu einem Anathema über May als Lyriker benutzt („Nein, so dichtet man nicht“), so kann diese auch im Hinblick auf andere Gedankenlyriker nicht stichhaltige Behauptung gerade mit dem Hinweis auf die angezogene Stelle aus Mays Selbstbiographie entkräftet werden. Alles Dichten ist Selbstheilung gereizter, geritzter, wenn nicht verwundeter Seelen, Selbstbehandlung eines im gewissen Sinne seelenkranken Zustandes, dem sich durchaus geistig-logisches Denkvermögen verbinden kann. Ueber Mays Lyrik ist zu bemerken, daß sie an den sprach- und reimrevolutionären Formen der Jüngeren gemessen - man denke nur an A. Holz, Stephan George, H. v. Hoffmannsthal, oder gar an Werfel, R. M. Rilke und die neuesten Expressionisten und Explosionisten - steiflein, altfränkisch erscheint, bisweilen an die Lyrik des „geheimen Leierkastens“ grenzt, die Arno Holz in seiner „Revolution der Lyrik“ geißelt. Doch pulst in ihr ein Rhythmus der inneren Ausgeglichenheit, schöner, gut abgewogener Gedanken- und Gefühlsverhältnisse, der seinen Gedichten auch formell, nicht nur inhaltlich den Stempel des Seelisch-Gesunden, Tüchtigen verleiht.

Daß er das Gedicht dem geisteskranken William [80] Ohlert zuschreibt, darin haben wir den Akt einer Selbst-Erlösung zu erblicken. Wie denn überhaupt Mays ganzes schriftstellerisches Wirken einen so durchaus elementaren, triebhaften Charakter trägt, daß der Schluß naheliegt:

In der Gestaltung der zahlreichen Gewaltmenschen hat sich der Dichter von jener eigenen Gewalttätigkeit, die ihn in dunkler Jugend straucheln machte, erlöst, befreit, wie er andererseits die Kraft zur Darstellung des Edelmenschen ebenso aus dem eigenen Busen nehmen konnte, in dem zeitlebens ein Streben wogte, sich dem Reinen, Edlen, Hohen hinzugeben.

4.

Welche Pläne trug der Greis noch im schöpferischen Hirn, als er, prozeßmeuten-umkläfft, ohne Bewußtsein seiner Sterbestunde überwechselte in das Reich, das frei von Erpressern, Ehrabschneidern, literarischen Neid- und Giftbolden dem Gehetzten endlich Ruhe gab?

Karl May wollte, wie Frau Klara May mitteilte, zunächst seine „Reiseerzählungen“ noch um einige Bände vermehren¹⁴, um dann erst - also nach einer kleinen Vorübung von schätzungsweise 60.000 Druckseiten Lehrlingsarbeit, die vielen schon hochwertig genug erscheint! - das Meisterstück, die Dramatisierung der „Menschheitsfrage“, in Angriff zu nehmen.

Unter den Kristallisationspunkten dieser dramatischen Gedankenwelt findet sich auch das Motiv des [81] „Ahasverus“, des „Ewigen Juden“, in dem May das eigene Ich nicht weniger als die ganze innerlich unstet schweifende, leidende, irrende Menschheit erblickte. Der Schlüssel zum Verständnis des Schriftstellers und des Menschen Karl May liegt in seinem triebartigen Drang nach Selbsterlösung. Ein besonders kriminelles Bewußtsein etwa vorhandener Minderwertigkeit oder Gemeingefährlichkeit als einen Bezirk seiner Seele vorauszusetzen, aus dem heraus May sich immer wieder zu betäubendem Schaffen gereizt fühlte - wie dies Wulffen und Hellwig¹⁵ tun -, sehe ich keinen Grund. May war ethisch gerichteter Künstler, nicht Krimineller, womit nicht behauptet werden soll, daß beide sich ausschließen. Aber wir werdem dem Manne nur gerecht, wenn wir uns in sein wertvollstes Streben einfühlen. Der Künstler ist voll verborgener Energien. Ihrem Drängen und Stoßen entgeht er nur, indem er die Fülle der Gesichte mit

¹⁴ Vgl. Bd. „Ich“, S. 578 - 81, Nachlaßschriften.

¹⁵ Vgl. S. 238 f. dieses Jahrbuchs.

Form, d. h. Gestaltung, bündigt. Es kann nicht nachgewiesen werden, daß in Mays schriftstellerischer Arbeit irgendwie kriminelle Seiten des Trieblebens - gleichsam tatflüchtig - sich literarisch auswirkten. Wie Hellwig ja auch betont, ist die Gestaltung von Gewalt-, Kraft- oder gar Greuelszenen - letztere werden, wenn nicht berechtigtes ethnographisches Interesse vorliegt, nirgends mit lustbetontem Eingehen ausgemalt, sondern nur skizziert, gestreift! - nie bei May Selbstzweck. Sondern jene Szenen bilden nur die dunkle Folie, auf der dann die **[82]** Willens- und Herzensvorzüge des visionären Idealmenschen umso leuchtender sich abheben.

In Band 34 „Ich“, S. 578, teilt der Herausgeber mit, daß von den vielbegehrten Büchern „Mein Leben und Streben“, II. Teil, in dem May u. a. seine Auslandsreise nach der Entlassung aus der zweiten längeren Haft schildern wollte („Ich“, S. 440), ferner von „Am Jenseits“, II. Teil („Im Jenseits“), „Marah Durimeh“ und „Winnetous Testament“ nicht das geringste vorhanden sei. Eine Abhandlung zu letzterem aus der Feder Frau Klara Mays bringt das vorliegende Jahrbuch. Betreffs der Werke „Im Jenseits“, II. Teil, und „Marah Durimeh“ ist nur nachzutragen, daß sich eine Mappe fand, die auf der Vorderseite die Aufschrift

Ich suche!

von

Marah Durimeh

und auf der Rückseite die Worte

Im Jenseits

trägt. Inliegend fand sich nur der mottoartige Zweizeiler:

*Ich sah den Busch im heil'gen Feuer brennen
Und Moses zog die Schuhe aus,*

sonst nicht das geringste. Es ist unwahrscheinlich, daß May die beiden Werke schon tatsächlich in Angriff genommen haben soll. „Ich suche“ war vielleicht als eine lyrische oder didaktische Dichtung geplant, die dem Roman „Marah Durimeh“ an passender Stelle eingegliedert werden sollte. Dieses Marah Durimeh-Motiv spannt sich vom 2. Bande („Durchs wilde Kurdistan“) bis zum letzten Federstrich **[83]** über Mays Schaffen als Gedankenträger wie das „Faust“-Motiv über das Goethes. Am Ende des 3. Bandes von „Im Lande des Mahdi“ (Bd. 18), also mehr als ein Jahrzehnt vor seinem Tode, hatte May schon den Roman „Marah Durimeh“ angekündigt. Im ersten Kapitel des 1. Bandes von „Ardistan und Dschinnistan“ (Bd. 31), S. 2 u. 3, finden wir die Ankündigung, daß wir in Mays „späteren Erzählungen“ dem Segelschiff „Wilahde“, das die Verbindung zwischen Ikkal, der Residenz Marah Durimehs mit der Außenwelt herstellt, noch „oft begegnen“ werden. Ebenso würden die „künftigen Berichte“ das Land Sitara und die Stadt Ikkal eingehender zu schildern haben.

Aus alledem muß man schließen, daß May die geplante große mehrbändige oder mehrstückige Dichtung von der Menschheits-Seele¹⁶ keimartig, vielleicht schon bestimmter gestaltet, in sich getragen hat. Das letzte Lebensjahrzehnt häufte auf den Schamgefesselten ja Angriffe und Widerwärtigkeiten, die er - nach echter Schöpferart - durch Vermehrung seines inneren Gedanken-Arsenals beantwortete. Der Kreis seiner Edelgestalten schuf in ihm die Atmosphäre von Güte, die ihn vor seelischer Erstickung rettete.

Auch zeigt das frühe Auftreten des Marah Durimeh-Motivs, daß in May die Neigung zum Symbolismus keineswegs sich erst „beim wachsenden Andringen der Gegner in der Gefahr der Verteidigung einstellte, um dem gesamten Werk ein **[84]** ethisches Rückgrat zu geben¹⁷.“ Sie ist von den ersten Phantasien an, die der Fünfjährige im Kirchtorbogen der um ihn gescharten Hohenstein-Ernstthaler Jugend zum besten gab, bis zum letzten Bande ein unveräußerlicher, völlig wesensgleicher, eingeborener, triebartiger Bestandteil der May-Seele gewesen. May ist Hakawati, ethischer Märchenerzähler, Symboliker großen Stils und voll blühenden Lebens, nicht bloß trockner Allegoriker¹⁸. Er war Symboliker von Anfang an, mögen auch die

¹⁶ Nie zu verwechseln mit der Menschen-Seele, der niederen Anima, die Hadschi Halef darstellt.

¹⁷ 2. Jahrbuch 1919: Dr. Karl Hans Strobl in „Das Tragische im „Karl-May-Problem““, S. 236.

¹⁸ Ausgezeichnete und für das ganze Verständnis Mays grundlegende Unterscheidung von „allegorisch“ und „symbolisch“ bei Bielschowsky, „Goethe“ II, 625. Vgl. Dr. Droop: „Karl May. Eine Analyse seiner Reiseerzählungen.“ Cöln-Weiden 1909, S. 80. Vgl. auch Fr. Gundolf, „Goethe“ (Berlin 1918, 3. unv. Aufl.) über Goethes Symbolik = Urerlebnisse, dargestellt im Stoffe einer Bildungswelt und Goethe Allegorik = abgeleitete Erlebnisse im Stoffe einer Bildungswelt.

symbolischen Hüllen seiner dämonisch-vielgestaltigen Seele je länger je mehr Schutz vor dem Andrang der Gegner geboten haben. Es liegt kein Grund vor, den Wahrheitsgehalt der Mayschen Selbstdarstellung von sich als Hakawati, Bd. „Ich“, S. 469 ff., anzuzweifeln.

Der Roman „Marah Durimeh“ wäre wahrscheinlich innerlich an „Ardistan und Dschinnistan“ angeschlossen worden, zeitlich in der Abfassung vorausgegangen wäre wohl „Winnetous Testament“.

An Dramen-Fragmenten sind gegenüber dem Stand von 1916 (Bd. „Ich“) noch einige hinzugekommen. So fand sich noch eine Mappe „Wüste“, eine „Weib“ [85] und eine „Erlöst“. Ob wir hier die Keimbetten neuer selbständiger Dichtungen vor uns haben, oder ob eine stoffliche oder innere Beziehung zu den in Band „Ich“, S. 579 f., vom Herausgeber angedeuteten Kristallisationspunkten „Kyros“, „Schêtana“, „Ahasver“ vorhanden ist, kann angesichts des sich immer stärker verzweigenden (und verwurzelnden!) Motivreichtums der Reifezeit Mays nicht mit Sicherheit entschieden werden.

Das „Ahasver“-Fragment ist (s. „Ich“, Nachlaß S. 579) hinsichtlich des Umfanges das dürftigste. Von „Kyros“ und „Wüste“ liegt etwas mehr vor und von „Schêtana“ sogar ziemlich viel, wenngleich nichts Greifbar-Dramatisches. In den um „Schêtana“ gruppierten Fragmenten, zu denen vielleicht die Mappe „Weib“ gehört, scheint stets auch Marah Durimeh aufzutreten.

„Schêtana“¹⁹ - gemeint ist Frau Emma Pollmer, Karl Mays erste Frau († 1917), oder besser: diese gab während der langen unglücklichen Ehe Mays mit ihr die Erlebnisquelle ab für jene Summe lebenshemmender Eigenschaften, die sich in May zu einer neuen weltsymbolischen weiblichen Gestalt „Schêtana“ verdichteten. Die Veröffentlichung und Besprechung der „Kyros“- und „Schêtana“-Fragmente ist den folgenden Jahrgängen dieses Jahrbuches vorbehalten. Hier mögen die wenigen Zeilen aus der „Erlöst“ betitelten Mappe folgen.

[86] Erlöst!

Ahasver fragt stets am Schluß: „Wer bist du?“

Christus: „Dein Erlöser!“

*

Als Sultan, Bettler, Korsar, Bergmann,²⁰

Doch niemals war ich - - - Weib!

*

Christus hebt das Kreuz auf und schleppt es fort.

„Ich ruhte seitdem oft bei dir, so oft, so oft!“

*

Denn { ich will er soll } Euch in alle Wahrheit leiten.

*

Ahnenkultus.

*

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

*

Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg!

*

Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Wirft den Säbel weg. (Christus und Jude einander gegenüber als Heerführer.)

Offenbar gehören diese Bruchstücke zu jenem Werk, das nach Mitteilung Frau Mays „Ahasver“ heißen sollte. Vielleicht ist „Erlöst“ eine Titel-Variante oder ein Untertitel.

Die schweifende Unrast des Ruhelosen schlüpft immer wieder in andere Hüllen, hinter andere Masken, immer auf der Flucht vor sich selbst. Selbst unter die Erde treibt es ihn. Nur eine Wandlung versuchte oder erzielte er nicht: die in das Weib. Soll [87] dieses zu Deutungen reizende Geständnis besagen, daß es May nie gelang, sich in die Wesenheit des Weiblichen einzufühlen? Ihm, der im zartesten Aquarell eine Nscho-tshi, Hanneh, Schefaka, Schakara und in monumentalem *al fresco* die greise Kurdin Marah Durimeh vor

¹⁹ Vgl. auch: „Eine Lanze für Karl May.“ Von E. A. Schmid, Radebeul b. Dresden, Karl-May-Verlag 1918, S. 37.

²⁰ Schwer lesbar.

unser seelisches Auge stellte? Der das Innenleben der Orientalin wecken und unfreie Frauenwelt entfesseln wollte? Ja, sein geistiges Antlitz selbst trägt frauliche Züge neben den stark betonten männlichen. Man denke nur an die unverbesserliche, bis zur Selbstaufopferung und immer wieder neuer Gefährdung der Freunde führende *Milde Old Shatterhands* und *Kara Ben Nemsis* dem besiegten Feinde gegenüber, über die schon mancher lesende Knabe empört die Faust geballt haben mag. Christus steht dem Ewigwandelbaren als ruhender Pol gegenüber. Als sein „Erlöser“ nimmt er ihm die Kreuzeslast ab. Die im Manuskript unmittelbar anschließende Zeile: „Ich ruhte seitdem oft bei dir, so oft, so oft!“ bleibt dunkel nach jeder Richtung. Wer spricht sie? Ein Stichwort läßt vermuten, daß dem Ahnenkultus, den Karl May schon in Band 30 „Und Friede auf Erden!“ verherrlicht und der *unserem* Volke so bitter not tut, wenn es genesen will, eine gewisse Rolle zugedacht war. Aus den Schlußworten etwas Antisemitisches herauszulesen, wäre angesichts des noch in Band 30 von May vertretenen Rassenversöhnungsgedankens ganz abwegig. Daß Christus und Jude (= Ahasver) sich als Heerführer gegenüberstehen, soll wohl nichts anderes als den Wesensgegensatz des Alten und des Neuen Testaments symbolisieren. Unter „Heer“ ist **[88]** die aktive Gefolgschaft zu verstehen. In dem Gegenspiel Christus-Ahasver kommt wieder der alle Werke Mays beherrschende Kampf der beiden Weltanschauungen („Gebt Liebe nur allein!“ - „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“) zum Austrag. So sehen wir auch in diesem winzigen Torso „Erlöst“ die Einheit der Mayschen Gedankenwelt gewahrt.

Winnetous Testament

Von Klara May

Sowohl bei mir als beim Karl-May-Verlag laufen häufig Anfragen danach ein, wie sich mein Mann die Fortsetzung und den Abschluß zu seinem letzten Werk „Winnetous Erben“ gedacht hatte. Die Art, wie er dieses Buch selbst aufgefaßt wissen wollte, finden die Leser ja bereits in Band 34 der gesammelten Werke „Ich“, S. 575–577 niedergelegt, und ich will heute aus meiner Erinnerung etwas über die von ihm geplante, aber nicht mehr zur Ausführung gekommene Fortsetzung „Winnetous Testament“ erzählen.

Der Gedanke schließt sich sehr eng an das Werk „Und Friede auf Erden“, sowie an die beiden Bände „Ardistan und Dschinnistan“ an, und mit ihm hängt jene letzte Amerika-Reise zusammen, von der Karl May in „Winnetous Erben“ berichtet und auf der ich ihn begleitete²¹. „Winnetous Testament“ sollte zwei Teile umfassen, in denen Winnetou selber in der Ich-Form zu seinen Testamentsvollstreckern sprach. Der

[90]

1. Teil

war als geschichtsphilosophischer Rückblick gedacht; ein weites Zurückgreifen auf die in grauer Sage vernebelnde Zeit der Entstehung der Indianerberichte, die sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht und meldeten, daß die ersten Besiedler Amerikas auf einer Inselkette von China herüberkamen. Die Inseln selbst sind im Laufe der Zeiten vom Meer verschlungen worden und man vermag ihre Lage nur noch ungenau zu bestimmen. In zeitgemäßer Folge sollten die Geschicke der hervorragendsten Nationen an der Seele des Lesers vorüberziehen. Der Kultur der hochentwickelten Tolteken, die nur e i n e n Gott anbeteten, war ein breiter Raum zugedacht, ebenso den grausamen Azteken, die sich trotz ihres Hochstandes doch so weit erniedrigten, daß sie bei ihren schwelgerischen Gelagen das Fleisch ihrer Feinde verzehrten.

Der Eroberung Amerikas durch die weiße Rasse sollte ein besonderer Platz eingeräumt werden, denn es ist eine tiefe Schuld des alten Europas, daß es gerade die Religion der Liebe und Güte mit den blutigsten Grausamkeiten über den Ozean trug. Nein, Karl May wollte auch hier zeigen, wie nur das Christentum der Duldsamkeit und des Verstehens den Grundstein bilden darf beim Aufbau zum Edelmenschentum, das unter allen Umständen erstrebt werden muß. Alles Emporstreben ist ein Trug, solange der Mensch den Menschen nicht als ein der Gottheit entstammendes Wesen achtet. „Du sollst nicht töten“ darf nicht nur ein Gesetz für den [91] Einzelnen sein, sondern muß auch das erste Völkergesetz sein. Nicht die Erfindung von Vernichtungswerkzeugen, sondern geistige und seelische Eigenschaften adeln und heben ein Volk. Achtung und Liebe lassen sich nicht mit Pulver und Blei erzwingen.

In vielen Beispielen sollte nachgewiesen werden, daß der kriegerische Weg zur Macht in Wirklichkeit nur der Weg zur Vernichtung der Nationen war. Vergehen wird alles, wenn nicht endlich der erlösende Gedanke siegt, daß der Krieg für immer verbannt werden muß. Zwistigkeiten unter den Völkern müssen durch ein Schiedsgericht geschlichtet werden. Im Anfang sollen dazu von jeder Nation besonders geeignete Vertreter entsandt, später dafür eigens von jeder Nation Menschen von höchster Begabung herangebildet werden, die befähigt sind, ein Urteil zu fällen, von dem das Wohl der Völker abhängt. Verstehende Liebe sollen regieren, nicht Schwert und Flinte in den Fäusten der rohen Gewalt. Dem einzelnen Individuum wird von Jugend auf mit der Religion die Achtung vor dem Nebenmenschen als einem Geschöpf Gottes eingepflegt. Liebe und Duldsamkeit werden von klein auf gepflegt und geübt. Alles Rohe, Bestialische wird unterbunden, damit es wie ein unbenütztes Glied nach und nach absterbe und bei späteren Geschlechtern gar nicht mehr mitgeboren werde.

An der Hand von Vergangenen sollte nachgewiesen werden, daß die bisherigen Wege falsch waren, weil auf ihnen keine Besserung der Lage, kein Friede, kein Glück zu erreichen waren. Diese Erkenntnis leitet hinüber zum

[92]

2. Teil

des Testaments, in dem verschiedene Wege gezeigt werden, wie in Zukunft eine neue Welt aufgebaut werden kann, deren Grundpfeiler aus Liebe bestehen und deren Kuppel wirklich dauernder Friede ist. Diesen kostbaren Zustand zu erreichen, sollten keine Mühen zu groß sein und kein Opfer zu hoch. Ehrliches

²¹ Bd. „Ich“, S. 547 – 549.

Wollen erreicht vieles.

Ideengänge ähnlich denen Bellamys in seinem „Rückblick aus dem Jahre 2000“ waren durchgeführt. Ein Hauptgedanke war, daß jede Nation neben ihrer Muttersprache eine durch Wahl zu bestimmende Verständigungssprache haben müßte. In dieser hätte das Völkergericht zu richten, in ihr hätte das Organ dieser Gerichtsbarkeit zu erscheinen und jedem künftigen Menschen müßte es möglich sein, in ihr die Berichte zu verfolgen und die eigenen Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Mit der Ausführung dieser Gedanken hätte Karl May bei der Vielseitigkeit des Stoffes noch Bände füllen können.

Am Ende aller seiner Wege stand der Edelmensch. Oft sagte Karl May: „Ich habe alles Elend auf der Welt von der Tiefe aus kennen lernen müssen, um den Menschen sagen zu können, wie es nicht sein soll. Wenn ich mir meine Gemeinde erschrieben haben werde, dann will ich ihnen die Wege zeigen, die zu einem besseren Dasein führen.“

Das Völkerfriedensproblem lag dem ganzen Testament zu Grunde; es sollte der Schlußstein zu Karl Mays Werken werden.

[93] Die unerforschlichen Mächte hatten es anders beschlossen. Der Friedenskämpfer wurde abgerufen, und kurz darauf entbrannte der Weltkrieg.

Möchten Piloten erstehen, die das Schiff der Völker richtig steuern, jenen Zeiten zu, die Jahrtausende ersehnten, die Millionen erstrebten und nie erreichten!



Karl May an den Niagara-Fällen (1908)

[(94)]

Die Moahöhle

Reiseerlebnis in Neuseeland

Von Sibylle Brandis

©

[[124]]

Etwas vom nordamerikanischen Pelzhandel

Von Otto Gottstein

©

Die Friedenspfeife

Zwei Gesänge
Von Max Caro

Der Kinnikinnink²²

Den großen Häuptling muß' ich sanft umschmeicheln,
Er hatte leider mich in seiner Macht,
Da galt es, klug den „List'gen Fuchs“ zu steicheln.

Und ich begann: „Der gute Geist hält Wacht,
Daß seine roten Kinder Not nicht leiden;
Zu Herrschern hat er euern Stamm gemacht.

Es stampft dein schnelles Roß die grünen Weiden,
Ins Schwarze trifft die Büchse jedes Manns;
Ich bin dein Freund. Wer wird mich nicht beneiden?“

Der alte Pferdedieb wurd' eitel Glanz,
In seine Taschen schickt er sich zu tauchen
Und kramt hervor den schnöden Firlefanz.

Ich sah es schon, er wollte mit mir schmauchen.
Die Mischung stopft er für den heil'gen Akt:
„Mein weißer Bruder, laß uns Freundschaft rauchen!“

Und schaudernd sah ich, was hinein er packt:
Hanfblätter, Eicheln, Sauerampfer, Rüben,
Auch Filz und Watte haben sich gesackt.

[132] Ein Schuß Benzin – bei allem, was wir lieben!
Und Kolophonium – es war zum Rasen!
Er hackt es klein, um später es zu sieben.

Der „Kinnikinnink“ liebt's, sich zu vergasen ...
Die Pfeife nahm ich, saugt' mich tapfer fest,
Ein Abscheu war sie mir, ein Greu'l der Nasen.

Ich wünsch' dem edlen Spender Tod und Pest,
Doch sprach ich stolz: „Im Westen Berge ragen,
Das Felsgebirge blaut, des Adlers Nest.

Im Osten füllt die Eb'ne dir den Magen;
Im Norden glänzen Seen, im Süd das Meer,
Du bist der Herr. Und keiner sonst darf jagen!

An Büffeln wünsch' ich dir das reichste Heer;
Den grauen Bären fällen deine Brüder,
Dein Mais und Kürbis reife fett und schwer!“

Ich schwieg und blies den Rauch zum Himmel wieder.
„Uff, uff!“ der rote Mann tat Freude kund;
Die gelben Zähne klappten auf und nieder,
Da schob ich ihm das Stinkrohr in den Mund.

²² Mischtabak der Indianer. May, Winnetou I, III.

Späte Rache

Und just geschah's nach dreiundfünfzig Jahren.
Noch schaukelt munter meines Lebens Kahn;
Ein Jüngling, der ich bin mit weißen Haaren

Ins Grüne fuhr ich auf der Straßenbahn.
Da wurde jäh beleidigt meine Nase;
Ein wohlbekannter Duft hat mich umfahn,

[133] Schon sah ich ziehn verderbenschwangre Gase ...
Die Blümlein welkten in des Gartens Pracht,
Zum alten Weiblein schrumpft die junge Base.

Der dieses Schreckenswunder hat vollbracht,
Stand auf der Plattform mit der Stummelpfeife –
Ein lichter Tag. Es wurde finstre Nacht.

Das Korn am Weg sank dahin, das reife,
Ein blanker See erstarrt zur Wüstenei –
Und alles fleht, daß man den Frevler greife.

Doch lang', bevor erschien die Polizei,
Hatt' ich erkannt den frechen Stummelkunden:
„Steh, List'ger Fuchs!“ so hallt mein Kriegsgeschrei.

„Sohn eines Hundes, hab' ich dich gefunden!
Am Enkel räch' ich seines Ahnherrn Tat,
Der mich in den Savannen hat geschunden.

Du wirst nicht streuen mehr die gift'ge Saat,
Drin meuchlings sich die besten Nasen fingen,
Daß Mensch und Tier verröcheln durch Verrat!“

Der Tomahawk hob blitzend seine Schwingen,
(Old Shatterhand macht keine Sache halb)
Das Füchlein wollte ducken sich und springen –

Ich nahm die Medizin ihm und den Skalp!

John Stuart Smallwoods Ende

Tagebuch-Erinnerungen aus dem Sudan und der Cyrenaika

Von Otto C. Artbauer

Am Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nil steht Kartum, das vielumkämpfte. Eine alte Stadt mit wechselvoller Geschichte, heute wohl die größte des innern Afrika, jedenfalls die schönste, mit breiten Straßen, Verwaltungsgebäuden, baumumrandeten, lichtdurchfluteten Promenaden und allen Segnungen, die zielbewußte englische Kolonialtätigkeit zu bringen vermag. Eine moderne Wüstenstadt – im grellen Gegensatz zu dem gegenüberliegenden Omdurman und dessen niederen Lehmbauten, die sich aus schmalen sandstaubigen Gäßchen erheben – die aber ein Völkergemisch aufweist, wie wohl wenige.

Anders war's zu Beginn des Jahrhunderts. Noch lag Kartum in Trümmern, überall Schutt, Mauerruinen, anklagende Zeugen aus der Zeit unheilvoller Mahdiwirtschaft. Einige wenige Griechen, keine Europäer, zählte damals der Ort, als zwei Wanderer des Weges kamen, zwei markante Gestalten im rauhen Khaki des Wüstenjägers. Der eine groß, knochig, sonngebräunt, mit hervorstehenden **[135]** Backenknochen, bartlos, war der englische Kolonialoffizier Sir John Stuart Smallwood, der andere, langbärtige, das war ich.

Heiß war's gewesen. Was Sommertage in der Hauptstadt des Sudan bedeuten, versteht nur, wer die Wüste kennt. Der Sonnenball näherte sich endlich dem Wüstenrand und übergießte die Häuserinsel am hochgelegenen Ufer des Blauen Nil mit flüssigem Gold. Linderung suchend nach des Tages Glut, wanderten wir westwärts zu dem kleinen Palmenhain, in dessen Schatten eine Sakkie mit ihren knarrenden Wasserschöpfprädern ihr melodisches Unwesen trieb. Da saß unter schützenden Zweigblättern junger Palmen ein blinder Neger. Ein weißer Bart umrahmte das eingefallene Antlitz, aus dem zwei leere Höhlen teilnahmslos in die Weite gähnten. Vor dem Alten lag ein rotes Tuch, dessen Ränder fürsorglich mit Steinen beschwert waren. Darauf ausgebreitet feiner weißer Sand aus der Wüste jenseits des Weißen Nil.

Wir blieben stehen.

„Friede deinem Alter! Was willst du hier mit dem Sand, hier in der Stadt am Bahr el Asrak? Ist sie denn nicht nahe genug, die große Wüste, daß du ein Stück herüberträgst, in die Straßen von Kartum?“

„O, ihr Franken, lange schon warte ich auf euch! Zeigt eure Hände und höret, was die Weisheit des Einzigen euch bestimmt hat!“

Mein Gefährte sah mich lächelnd an, kauerte neben dem Blinden und reichte ihm die Rechte. **[136]** Während der Schwarze mit leichten Fingern über die Furchen der Handfläche fühlte, spöttelte ich:

„Wie vermagst du zu künden, was im Buche des Lebens steht? Allah allein weiß es. Er, der Allwissende, er blättert darin nach vorwärts; wir armen Unwissenden, wir vermögen nur rückwärts zu schauen. Oder bist du der Mahdi, der Verheißene, der Zeugnis geben soll von Gottes Weisheit und Güte?“

„Wer ich bin? Frage Hyänen und Schakale, die nachts meine Gefährten sind, oder die Sterne, welche die Nacht meines Lebens bewachen, aber nicht zu erhellen vermögen. Und frage jene, welche Zukünftiges wissen wollten und gehört haben aus meinem Mund. Allah allein ist's, der das Morgen schaut. Wir, seine Diener und Geschöpfe, wir sind's, die alles nur raten. Amin!“

Langsam läßt er seine Fingerspitzen über die kleine Sandfläche vor sich streichen. Immer wieder ändert er dessen Oberfläche, befühlt wieder und wieder die entstehenden Unebenheiten, bis er einhält und zu reden beginnt:

„Allahs Weisheit ist unendlich, ohne Ende seine Güte. Er kündet seinen Geschöpfen, was ihnen zu wissen nottut. Und so höre den Rat meines Alters: Trinke Nilwasser, trinke Wasser unseres Flusses! Nie anderes. Fern sei der Tag, der dich zwingt, deine Girba – ledernen Wasserschlauch – mit fremden Wasser zu füllen. Wenn du aufhörst, diese meine Worte zu befolgen, so ist's um dich geschehen. Noch eines, o Chawaga! Deine Hand ist offen und dein Herz ist gut. Deshalb bleibe bei uns, denn deine Brüder sind böse. So dir jemals Leid **[137]** geschehen wird, kann es nur von Händen derer kommen, die deines Glaubens sind. Darum nochmal: bleibe am Fluß – er ist groß, viele Gebiete berührt sein Lauf – weile gen Süden oder hinauf bis ans Meer, aber bleibe im Lande. Höre meine Worte und hüte sie in deinem Herzen. Wisse, nie noch sprach der Sand unwahr. Amin!“

Smallwood erhob sich.

„Nun komme ich an die Reihe. Muß ich auch immer Nilwasser trinken?“ Ich hockte mich neben den Wahrsager, der meine Hand ergriff und leise abtastete.

Wieder durchwühlte er lange den blendend weißen Sand, ehe seine Worte hörbar wurden.

„Du mußt nicht, aber auch du wirst es immer wieder tun. Denn ich fühle, du bist wie die Schwalbe, die alljährlich in die Ferne wandert. Deshalb bleibst du ein Baum, an dem sich nie schutzsuchende Pflanzen emporranken werden. Leer ist dein Harem, nie werden Söhne dein Alter stützen. Deshalb wirst auch du immer wieder zu uns kommen und Nilwasser trinken. Preise Gott dafür, denn es ist das beste, das seine Fürsorge uns Sündern spendet ... Und nun öffnet eure Hände, denket, daß meine Armut groß ist, und seid mildtätig, auf das der Allbarmherzige – gepriesen sei sein Name – dereinst milde sei zu euch. Amin!“

Wir öffneten unsere Hände und waren mildtätig. Das heißt Smallwood und ich, wir reichten ihm jeder einen kleinen Piaster und gingen unseres Weges. – – –

Neun volle Jahre waren seitdem vergangen. **[138]** Vieler Herren Länder hatten mich seitdem beherbergt, als ich im Mai 1912 im Feldlager zu Derna eintraf. Ueber Aegypten kommend, auf vielwöchiger Karawanenstraße, wo uns lange Nilwasser gelabt hatte, auf gleichem Weg wie Enver Bey und alle von der kleinen Heldenschar, die er um sich gesammelt, um den Italienern jeden Schritt landein streitig zu machen.

Den ersten Abend, als des Lagers einzige verbogene durchschossene Trompete heiser zum Abendessen rief, sah ich aus dem benachbarten Rundzelt einen hageren knochigen Mann schreiten. Mit Backenknochen wie ein Mongole, gekleidet in den braunen Khaki des ägyptischen Offiziers, mit europäischen Ledergamaschen und arabischen Lederpantoffeln, um die Mitte den breiten Riemen des türkischen Offiziers, am Kopf dessen charakteristische spitze Kopfbedeckung, so schritt er langsam zum Speisezelt, wo wir gleichzeitig ankamen. Jetzt, eine kleine Wendung, sekundenlanges unschlüssiges Stutzen – und zwei alte Notgenossen lagen sich in den Armen. Es war Freund Smallwood.

Das gab zu erzählen! Ich von meinen Wanderfahrten, er von der gleichmäßigen Tätigkeit des einsamen englischen Kolonialoffiziers. Immer war er in Aegypten oder im Sudan gewesen, immer hatte er Nilwasser getrunken all die langen Jahre. Auch dann, wenn ihn sein Hedschin – Reitkamel – 100 Reitstunden weitab getragen in die Steinwüsten Kordofans, denn die Bewohner des Niltals bezeichnen alle Brunnen der weitesten Umgebung als Moje en Nil, als Sickerwasser des Nil. Längst **[139]** waren ihm morgenländische Bräuche zur zweiten Natur, er selber allüberall bekannt geworden als der kühne Osman Effendi. Sympathien mit den Angegriffenen hatten ihn herübergeführt, und nun war er seit zwei Monden beschäftigt, nachts italienische Feldbefestigungen auszuspähen und zu zeichnen, bei Tag aber neuformierte Milizkompagnien zu drillen. Wir gedachten vergangener Zeiten, toller Ritte im Sudan, gemeinsam begangener Streiche. Und nun hatte uns das Kismet wieder zusammengeführt in der gleichen Sache.

Wenige Tage darauf sendet Smallwood durch seinen Burschen den Zettel: „Heute Nacht bin ich wieder draußen bei den italienischen Sperrforts. Leihe mir deine Mauserpistole. Gewehr kann ich nicht mitnehmen, und mein Browning trägt nicht weit genug. Man kann nie wissen.“

Ich gab das Mordwerkzeug; was denn anders, wenn der Freund bittet? Doch drehte ich das Papier um und kritzelte einige Worte darauf: „Vorsicht, gestern erst wurdest du angeschossen! Lasse lieber eine Nacht verstreichen! Man kann nicht wissen!“

Das war vor Sonnenuntergang.

Nach Mitternacht weckte uns plötzlich rasendes Gewehrgeknatter, aus dem man das unheimliche, nervenaufpeitschende gleichmäßige Taktaktaktaktak der Maschinengewehre hervorhörte. Es war in der Richtung vom vielumstrittenen zerschossenen Heiligengrab Sihdi Abdullah. Alle, die wir aus unseren Zelten getreten waren, wir wußten: das gilt Smallwood!

[140] Armer wagemutiger Kamerad!

Des anderen Tages brachten arabische Spione Nachricht. Der tollkühne hartnäckige Engländer war wieder einmal hinter die Sperrwerke des Gegners geschlichen, er und der unermüdliche Schech Jassin, sein unzertrennlicher Begleiter. Während sie zwischen den glitzernden Stacheldrahtverhauen standen und Leitungsdrähte abschnitten, die von den daran befestigten Flatterminen in die italienischen Bastionen führten, war der Mond aufgegangen. Wachposten, die auf der Brüstung patrouillierten und durch gegenseitige Zurufe ihre Aufmerksamkeit wachhielten, erspähten die beiden Gestalten knapp 100 Meter vor ihren Mauern. Da ging der Höllenspektakel los, und die beiden Tapferen brachen zusammen.

Als die Sonne hochging, kamen die Italiener aus ihren Werken, um nachzusehen. Schech Jassin hatte

sich einige Meter zurückgeschleppt in der vergeblichen Hoffnung, in das schützende Steiltal zu gelangen, das sich weiter rückwärts entlang zog, wo die Reittiere standen und unsere Patrouillen ihn hätten finden können. Auf halbem Weg verschied er. Smallwood hatte elf Wunden am Körper. Als man ihn hineinschleppte ins Fort Lombardia, gewann er nochmal das Bewußtsein und – gedachte seiner Pflicht. Umherstehende Araber bemerkend, flüsterte er mit dem Aufgebot der letzten Kräfte mehrmals einen einzigen inhaltsreichen Satz in arabischer Sprache: „Ihre Forts sind zu stark ... zu stark für unsere Mittel!“ Das war die Nachricht, die der Mann mit der eisernen Willenskraft uns gesandt. **[141]** Friede seinen armen Knochen, Ehre seinem Gedenken! Warum blieb er nicht am Nil?

Mit ihm waren den Italienern in die Hände gefallen meine schöne Mauserpistole und der beste photographische Apparat, den wir im Lager vor Derna hatten. Mehrere Wochen später erst brachte der junge Baron Gumpfenberg einen neuen. Smallwoods Werk vollendeten mit größerer Vorsicht andere, zwei Oesterreicher; Smallwood aber lebt fort in den Liedern und Sängen der Stämme, die das Bergland der Cyrenaika besiedeln, als der tapfere Osman Effendi, dem Allah gnädig sein wird am Tage des Gerichts.

[[142]]

Der orientalische Reise- und Abenteuerroman

Von Dr. Rudolf Beissel

©

[[178]]

Kara Ben Nemsis Vermächtnis

Von Erich Beuter

©

[[187]]

Die kriminalpsychologische Seite des Karl-May-Problems

Von Dr. Albert Hellwig

©

[[251]]

Die treue deutsche Jugend.

©

(1910)

Karl Schworm.

Das Römerschwert

Erzählung aus Dalmatien

Von Wenzel Urban

An einem jener blaugoldenen Sommermorgen, wie sie nur am mittelländischen Meere dem Sonnenaufgang folgen, standen am Hafen von Castelvecchio an der dalmatinischen Küste zwei Männer auf der kleinen Hafemole und blickten erwartungsvoll über das Meer hinüber nach Westen.

„Sagt‘ ich’s doch,“ begann einer der beiden, ein hoch aufgeschossener Mann mit rötlichblondem Vollbart und der hohen Stirn, wie man sie an den Männerbildnissen alter Venetianer Meister findet. „Sagt‘ ich’s doch. Wenn Taditsch am Abend seine Bark aus dem Hafen von Ancona lotsen läßt, ist er bei solchem Wind am Morgen hier. – Dort kommt er.“ Mit weit ausholender Gebärde wies er hinaus in das glitzernde Meeresblau, wo sich ein dunkler Punkt langsam über den Horizont erhob.

Der andere der beiden, ein hagerer, etwas finster blickender Mann in den vierziger Jahren nickte zustimmend: „Es ist Taditsch. Die Bark hat tief geladen. Er bringt uns Marsaletta.“

Am Nachmittag des Vortages hatte Conte Fanfarin eine Depesche erhalten. Eine Depesche in dem **[253]** stillen, weltabgeschiedenen Castelvecchio ist an und für sich schon ein Ereignis. Sie erregte denn auch in dem kleinen Kasino, wo Conte Fanfarin mit einigen Bürgern des Oertchens alltäglich nachmittags seine Kartenpartie machte, geziemendes Aufsehen. Das Aufsehen aber wuchs zum Ereignis, als der Conte die Depesche vorlas:

„Wenn du noch lebst und dich noch deines alten Heidelberger und Wiener Konkneipanten erinnerst, dann begrüße ihn morgen früh am Strande. Er fährt abends mit Taditschs Bark von Ancona ab. Fritz Dernefeld.“

Das stand auf dem grauen Blättchen Papier, das gestern nachmittag Conte Fanfarin in der einen Hand gehalten, während die andere die Kartenblätter umschloß. Aber als er es gelesen hatte, warf er die bunten Papierkärtchen knallend auf den Tisch und ließ in seiner Herzensfreude, den alten Studiengenossen wiederzusehen, Wein auffahren, daß sich die Tischplatte bog.

„Dernefeld, der liebste von allen, die ich in Deutschland lieb gehabt“, Dernefeld, der ihm, dem Abkömmling der venetianischen Gaugrafen, die die Republik auf feste Kastelle gegen räuberische Türken hierher an die dalmatinische Küste gesetzt, immer nachzuweisen versucht hatte, daß sein achtungsgebietender Durst ein Erbteil seiner longobardischen Vorfahren sei. Wie Kinder sich auf den Weihnachtsmann freuen, so freute er sich auf den lang entbehrten Freund, der ihm hier in die zwar schöne aber eintönige Einsamkeit die Erinnerung an das köstlichste **[254]** Kapitel seines Lebens, jung in Deutschland gewesen zu sein, mitbringen sollte.

Und der brachte sie wirklich mit. Als eine Stunde später die zwei Freunde mit Barbin, dem Arzt der „Sieben Kastelle“, wie die von sieben eng aneinanderliegenden Dörfchen gebildete dalmatinische Landschaft heißt, unter dem gewaltigen Blätterdach der Platane in Conte Fanfarins Garten saßen, wollte das Erzählen erst kein Ende nehmen. Bis Dernefeld, der Kunstgelehrte, endlich darauf zu sprechen kam, daß ihn eigentlich ein seltsamer Vorfall, ein seltsamer Fund vielmehr, an dieses Gestade gespült habe. Wie er sich, als er den Namen des alten Salona mit seinem Funde verknüpft fand, daran erinnerte, daß sein Jugendfreund hier in unmittelbarer Nähe der Trümmerstadt auf einem der sieben Kastelle als Nachkomme der venetianischen Gaugrafen sitze, und wie er nun beides zusammen verbinden wollte: die Jagd nach der Ergänzung des seltsamen Fundes und das Wiedersehen mit den Jugendfreunde, der hier so weltabgelegen weit von jeder europäischen Heer- und Seestraße hauste, daß einen nur ein ganz ungewöhnlicher Wind zu ihm verschlagen könne.

Und dann holte Dernefeld aus seinem Koffer ein Lichtbild hervor und zeigte es den beiden Männern. Es stellte ein prachtvoll gearbeitetes, kurzes römisches Schwert dar. „Aus der Zeit Diokletians,“ erklärte Dernefeld, der zukünftige Museumsdirektor und Altertumsforscher. In einem der Antiquitätenläden Anconas habe er es entdeckt. Aber dem Schwerte fehlte der Hauptschmuck, der geschnittene **[255]** kostbare Bildnisstein, mit dem die vornehmen Römer diese Waffe sonst zierten. Der Händler habe natürlich einen falschen eingesetzt. Als Dernefeld diesen entfernt hatte, habe er in der Oeffnung unter der Lupe folgende rätselhafte lateinische Buchstaben entdeckt:

Qu. m. S.

Neben den Schriftzeichen ganz fein eingezeichnet befand sich ein Grundriß, ungefähr die Umfassungsmauer eines länglichen Gebäudes mit eingezeichneter Längs- und Querachse. Von dem Punkte, wo sich die Achsen in der Mitte schnitten, führte eine Art Orientierungspfeil über die Umfassungslinien hinaus. Nach sorgfältigem Nachdenken und Kombinieren sei er auf das Geheimnis der rätselhaften Inschrift verfallen. Das Schwert stamme zweifellos aus der Zeit Kaiser Diokletians. Der Cäsar aber hatte die meiste Zeit seiner Regierung in seinem Heimatland Dalmatien verbracht. Hier hatte er sich bei Salona, an der Meeresküste jenen wundervollen Palast erbaut, der heute zu den besterhaltenen römischen Baudenkmalern gehört und den größten Anziehungspunkt der jetzigen dalmatinischen Hafenstadt Spalato bildet. Unter den Trümmern Salonas aber findet sich die Umfassungsmauer einer Kirche der ersten Christen, die dem Grundriß in der Steinfassung gleicht. Die Inschrift also lautet: „*Quaere me Salonae*“²³. Der Orientierungspfeil führt aus dem Innern der Basilika hinaus. Also liegt der kostbare Stein, der erst dem Schwerte den unbezahlbaren [256] Wert geben könnte, in Salona bei den Ueberresten der ersten Christenkirche versteckt oder vergraben.

„Und du kommst, ihn zu suchen,“ schloß Conte Fanfarin die Erzählung ab.

„Gewiß,“ erwiderte Dernefeld. „Und wenn ich ihn finde, dann ist's ein Fund, der sich bezahlt machen würde. Die Arbeit an dem Schwerte ist derart gediegen und künstlerisch vollendet, daß die Waffe nur einem sehr vornehmen Römer gehört haben kann, vielleicht dem Cäsar selber. Gott weiß, durch welche Wechselfälle Schwert und Stein auseinandergekommen sind! Vielleicht hat der Besitzer den Stein nicht in die Hände Unberufener fallen lassen wollen und ihn für seine Nachkommen versteckt. Er ritze die Inschrift in die goldene Bodenplatte ein, die dem Stein als Lager diene. Bedenke, Freund, welch ein Fund von welcher Bedeutung, wenn das Schwert nun Diokletian selber gehörte, wenn auf dem Smaragd oder Topas das Haupt des Kaisers selber eingeschnitten wäre!“

Fanfarin wiegte seinen Tiziankopf.

„Die Ruinen von Salona sind durchwühlt von oben bis unten,“ sagte er nachdenklich. „Was die Goten in den Steinsarkophagen der in der Arena gemarterten Christen übrig gelassen, haben die Avaren durchsucht. Was denen entging, hat das mittelalterliche Gesindel, Balkanslaven, Türken, räuberische Genuesen und die Piraten von Sebenico, durchwühlt. Was die wegwarfen, haben die napoleonischen Soldaten aufgelesen, die hier gerade bei Salona unter General Marmont die Straße [257] bauten. Heute bohren die schmutzigen Finger des Pöbels von Spalato in allen Löchern und Ritzen nach römischen Münzen herum, um sie den Fremden anzuhängen. Kurz, daß da ein solches Kleinod unentdeckt geblieben sein sollte, würde erstaunlich sein.“

„Warum nicht?“ machte Dernefeld munter. „Es werden heute noch trotz aller jahrhundertelangen Schnüffelei von Briten und Franzosen in Aegypten soviele Wunderdinge gefunden, daß auch das Wunder von Salona möglich wäre.“

„Sagen Sie, verehrter Doktor Dernefeld,“ mischte sich der bis jetzt schweigsam gebliebene Arzt in das Wort, „ich will nicht neugierig sein, aber ich kenne Land und Leute hier und in Italien – wußte der Händler in Ancona von der Inschrift in der Fassung des verschwundenen Steines, oder hat er erst durch Sie davon erfahren?“

Dernefeld strich sich über das Kinn. „Das kann ich eigentlich nicht klarstellen. Als ich die Fassung vom Schmutz gereinigt und durch die Lupe betrachtet hatte, bat er mich um das Instrument und untersuchte die Oeffnung ebenso mit der Linse wie ich. Dabei müßte er die Inschrift wohl gesehen haben, falls sie ihm nicht vorher bekannt war. Ob er sie zu deuten wußte, weiß ich nicht. Er fragte mich zwar, aber ich konnte keine Auskunft geben, da ich erst viel später, als ich den Laden bereits verlassen hatte, auf die Lösung verfiel. Doch scheint die Entdeckung der Schriftzeichen den Mann stutzig gemacht zu haben. Denn er erklärte mir, daß er das Schwert noch einmal untersuchen und abschätzen lassen wolle, ehe er [258] es verkaufe. Aber wenn ich Ihre Frage richtig deute, so halten Sie eine Fälschung für möglich, lieber Doktor Barbin,“ fuhr Dernefeld fort. „Ich erkläre Ihnen aber, daß eine solche ausgeschlossen ist. Das Schwert ist echt. Ich gebe heute, selbst wenn sich der Stein nicht finden sollte, 50 000 Lire für die Waffe. Hätte der Händler fälschen wollen, so finden sich in Italien Steinschneider genug, die ihm einen Bildnisstein mit irgend einem römischen

²³ Suche mich in Salona.

Feldobersten einsetzen könnten.“

„Sei dem wie immer!“ entschied Conte Fanfarin. „Wenn ich dich recht verstehe, mein deutscher Freund, so scheinst du es kaum erwarten zu können, in den Ueberresten von Salona herumzusuchen. Du sollst deinen Wunsch erfüllt sehen.“ –

Am nächsten Tag, einem ebenso sonnigen Morgen wie dem vorhergehenden, fuhren die drei Männer im leichten Gefährt die alte Franzosenstraße entlang nach Salona. In dunkler Bläue lag das Meer, in der Ferne bekrönt von den Inseln Solta und Brazza. Wild reckten sich zur Linken und im Süden die kahlen Felsenhäupter der Mossor gianina auf. Unmittelbar an die Straße aber drängten sich Gärten an Gärten voll blühender Granatbüsche und Weinlauben, wiegten Pinien ihre edlen Wipfel und rauschten uralte Platanen. Der Hafen des alten Salona, wo die Galeeren der Cäsaren anlegten, heute ein kleines Dörfchen, Piccola Venetia genannt, tauchte aus dem ultramarinfarbenen Meere auf, wie ein von Sonnengold umspinnenes Märchengebilde. Dann holperte das Gefährt über die Römerstraße, auf der noch die **[259]** Radspuren der römischen Streitwagen zu erkennen sein sollen, dem Trümmerfeld von Salona zu.

In vielhundertjähriger Raubtätigkeit haben zuerst Römer, dann Venetianer die einstmals berühmten Wälder Dalmatiens vernichtet. Die Spanten zu den römischen Ruderschiffen wurden von den dalmatinischen Steineichen geholt. Der Pfahlrost, auf dem Venedig ruht, besteht aus hunderttausend Eichenstämmen, die hier einst die Berge in dunkles Grün hüllten. Die Folgen dieser Raubwirtschaft zeigten sich bald. Die schweren Regengüsse dieser Gegenden wuschen die Erde von dem Felsgerippe der Berge und schwemmten sie ins Meer. Nur da, wo die Gebirge von der Küste etwas zurücktraten, wie in der Gegend der sieben Kastelle, bildete sich ein, dann aber allerdings überaus fruchtbares Gartenland. Sonst ist auf Strecken von hunderten Kilometern die Küste kahl und nackter Fels geworden. Der ziellosen Abholzung verdankt aber auch Dalmatien jene eisigen Stürme, Bora genannt, die oft tagelang das Land durchbrausen, die Bewohner in ihre Häuser bannen und oft die Schiffe zwingen, aus dem Hafen zu flüchten und das offene Meer aufzusuchen.

So ist auch Salona im Laufe der Jahrhunderte von einer mehrere Meter dicken von den Bergen herabgespülten Schlamm- und Erdschicht bedeckt worden. Ausgrabungen haben bisher die gewaltige Arena, Bäder und Palastmauern, die Mauern einer Christenkirche und viele hunderte Sarkophage aus der Krypta zutage gefördert. Die Deckel dieser Sarkophage sind leider durchweg zertrümmert. Die **[260]** Avaren haben sie mit wuchtigen Keulenhieben zerschlagen, um die Toten ihres Schmuckes, der ihnen mitgegeben war, zu berauben.

In dem an der Südseite des Trümmerfeldes von Salona gelegenen Gasthause nahmen die drei Forschungsreisenden ihr Mittagmahl ein und stellten das Gefährt unter. Sie fanden bei ihrem Eintritt in die einfache Gaststube einen der wenigen Tische bereits besetzt. Zwei Männer saßen dort, die beim Eintritt Dernefelds und seiner Begleiter höflich aufstanden und grüßten. Einer von den beiden näherte sich und bot in italienischer Sprache seine Dienste an. Sie hätten in der Nähe Werkzeuge und alle Behelfe, um bei etwaigen Grabungen sich nützlich machen zu können.

Dernefeld war hoch erfreut, so rasch dieser Sorge um Hilfskräfte enthoben zu sein. Weniger erfreut zeigten sich Fanfarin und Barbin. Sie unterzogen die beiden Männer, die hochgewachsen und finster aussahen, wie fast alle männlichen Einwohner dieser Gegend, einer Art Verhör und erfuhren, daß sie aus Spalato stammten und hier in der Ruinenstadt durch Graben nach Denkmünzen und kleine Fremddienste sich ihr Brot zu verdienen suchten. Das klang außerordentlich natürlich, und Fanfarin einigte sich rasch mit den beiden um den Lohn weniger Kronen. Die Männer entfernten sich dann, um, wie sie sagten, ihre Werkzeuge zu holen, mit denen sie nach vier Uhr nachmittags, wenn die glühende Sonnenhitze ein wenig nachgelassen habe, wieder erscheinen wollten.

Doktor Barbin sah den beiden durch das Fenster **[261]** des Gasthofes nach, wie sie mit langen Schritten und in offenbar Eile das Trümmerfeld in der Richtung gegen die Berge zu überquerten.

„Ich will nicht selig werden,“ flüsterte er vor sich hin, „wenn der eine von den Kerlen nicht ein Arnaut ist, den ich schon einmal irgendwo gesehen oder unter meinen Händen gehabt habe.“

Aber er behielt seine Gedanken für sich und machte sich davon, um, wie er sagte, seinen gewohnten Spaziergang vor dem Essen zu machen. Währenddessen nahmen Dernefeld und Conte Fanfarin an einem der Tische Platz und bestellten eine Mahrzeit, deren einzelne Gänge immer wieder in Hammelfleisch, auf verschiedene Art zubereitet, bestanden.

Doktor Barbin schlenderte, der glühenden Hitze nicht achtend, eine breite Querstraße entlang, die durch die Gräberstadt führte, bis er zu dem in altchristlichem Stile aufgeführten Häuschen des Fremdenführers und Wächters kam, der hier seines Amtes waltete.

„He, Freund,“ rief Barbin den Mann an, der auf einer Steinbank im dürftigen Schatten eines jungen Nußbaumes saß. „Wie heißen doch die beiden Burschen aus Spalato, die hier die Fremden führen und mit graben helfen?“

Der Führer hatte sein rotes Käppchen, wie es die Männer hier bis nach Montenegro hinauf zu tragen pflegen, abgenommen und kratzte sich im struppigen Haar. „Weiß nicht, wen du meinst, Gospodin²⁴. Hier gibt's niemanden als mich, der führen darf!“

[262] Barbin wies mit der Hand in die Ferne, wo die Gestalten der zwei Männer aus dem Gasthause eben hinter einer Erdwelle verschwinden wollten.

„Die zwei meine ich. Sie holen ihre Geräte zum Graben.“

„Da soll doch –“ der Bewohner des christlichen Hauses unterdrückte einen höchst unchristlichen Fluch – „Gospodin, ich habe die zwei Kerle nie gesehn, und sie haben auch kein Recht, hier zu graben.“

„So, so, dann wird es wohl ein Irrtum von mir sein,“ meinte Barbin, gab dem Alten ein Silberstück und entfernte sich langsam in der Richtung, wo er die beiden angeblichen Arbeiter verschwinden sah.

Sein unbestimmter Verdacht, der ihn schon bei der Erzählung Dernefelds von seinem Funde bei dem Händler in Ancona überfallen hatte, nahm bestimmtere Formen an. Die zwei Männer, die da vor ihm gegangen waren, hatten gelogen. Sie arbeiteten nicht auf dem Trümmerfelde, sonst hätte sie der sozusagen beamtete Führer in dem christlichen Hause kennen müssen.

Rasch entschlossen kehrte er zu dem Führerhäuschen zurück. „Freund,“ fragte er den Mann nochmals, „was ist dort hinter jenem Hügel, den die beiden Männer überschritten haben?“

„Die Ruinen eines alten Patrizierhauses, bis zum Keller und zur Wasserleitung ausgegraben, Herr; willst du, daß ich dich hinführe?“

„Nein,“ sagte Doktor Barbin, „aber sage mir, ob ein Weg dorthin führt, der es mir erspart, über jenen Hügelrücken zu gehen.“

[263] „Doch,“ antwortete der Alte, „wenn du hier diesem Graben folgst, so gelangst du zu der alten Stadtmauer, neben der ein noch tieferer Graben läuft, und wenn du den rechts hinauf verfolgst, kommst du gerade zu den Ruinen. Man glaubt, daß die Römer in dem Graben das Meerwasser zu ihren nautischen Spielen hereinleiteten, denn – – –“

„Schon gut,“ unterbrach hier Barbin den Redseligen und machte sich nach einer abermaligen Opferspende auf den beschriebenen Weg.

Es war ein beschwerlicher Weg, den Barbin in dem Graben zurücklegen mußte. Und als er nach viertelstündigem Klettern über Mauertrümmer, Erdlöcher und Lehmwände in der Nähe der Hausruinen Halt machte, um sich vorsichtig zu orientieren, floß der Schweiß dem Hitzegewöhnten doch in kleinen Strömen vom Antlitz.

Dort drüben lagen die Trümmer des Patrizierhauses. Barbin schloß, daß die beiden Burschen, falls sie etwas Verdächtiges im Schilde führten, sich ein Versteck gewählt hatten, von dem aus sie die ganze Trümmerstadt zu überblicken imstande waren. Dort drüben hinter der Mauer, die Schatten nach Norden warf, konnte ganz gut diese Stelle sein. Barbin griff nach seiner hinteren Hosentasche, entsicherte erst den kleinen Browning, den er in diesem Lande, wo alles Waffen bei sich trägt, stets mit sich führte, und steckte ihn in die Rocktasche. Dann klomm er, so leise es ihm möglich war, eine Lehmwand hinauf und gelangte geräuschlos zur Sonnenseite der Mauer, hinter der er das Versteck der Beiden vermutete.

[264] Unbeschreibliche Sonnenglut lastete auf dem Ruinenfelde von Salona. Soweit das Auge reichte, war kein menschliches Wesen zu erblicken. In der Zeit von zehn Uhr vormittags bis nachmittags um vier Uhr sind die dalmatinischen Städte und Dörfer verödet, wie bei uns im Norden zur Nacht. Die Bewohner überstehen die furchtbare Hitze in ihren Steinhäusern hinter kühlen dicken Mauern und geschlossenen starken Fensterläden.

In der tiefen Stille ringsum konnte Barbins scharfes Ohr bald das Geräusch mehrerer Stimmen vernehmen. Vorsichtig schob er sich an der Mauer entlang, bis er zu einer schadhafte Stelle gelangte, wo

²⁴ Gospodin = Herr.

herausgebrochene Steine ein sich nach hinter verengendes Loch in der Mauer ließen. Hier sank der Doktor lautlos zu Boden.

„Maledetto, verfluchtes deutsches Schwein,“ hörte er auf der Schattenseite der Mauer jemanden halblaut in italienischer Sprache fluchen. „Was machen wir nun gegen drei, Spiridion?“

An der Stimme des Mannes, der jetzt antwortete, erkannte Barbin den verdächtigen Arnauten.

„Einen davon kenn' ich. Der bedeutet nichts. Ein Pflasterschmierer aus Castelvecchio. Als ich einmal bei einer verunglückten Unternehmung in Spizza eine dumme Kugel zwischen die Rippen bekommen hatte, hat er mich im Inquisiten-Spital von Cattaro behandelt. Dafür riß ich ihm in seiner Uniform aus und seither hat man Spiridion nicht mehr gesehen.“

Der Kerl lachte ein grunzendes Lachen bei den letzten Worten.

„Warte, Bürschchen,“ flüsterte der horchende Barbin **[265]** in sich hinein. „Du warst also der Lump. Ich will dir schon zeigen, was das bedeutet, dem Doktor Barbin für Gratisbehandlung auch noch die Kleider zu stehlen.“

„Lach nicht so dumm, Spiridion,“ hörte er dann wieder die frühere scharfe Stimme sagen. „Hätt' ich doch dem deutschen Spürhund das Römerschwert nicht gezeigt! Die ganze Sache scheint verdammt schief zu stehen.“

Barbin pffiff unhörbar zwischen den Zähnen. Sein Verdacht war vollauf bestätigt. Der da sprach, war der Händler aus Ancona.

„Aber paßt auf, das deutsche Schwein findet den Stein. Wenn er noch wirklich existiert, der findet ihn. Und nun sind es statt des einen drei. Maledetto, maledetto!“

„Wenn du hier sitzt und jammerst, kommen wir zu keinem Ziel,“ fiel jetzt die tiefe Stimme des dritten ein. „Beraten wir lieber, wie man die drei auseinander bringen kann, um jeden einzeln – –“

„Halt,“ kreischte der Händler dazwischen. „Um Gotteswillen kein Blut! Andrea, das geht gegen den Pakt. Wozu habe ich euch das Chloroform mitgegeben. Nur betäuben, wenn er den Stein finden sollte, und dann, sein Geld laßt ihr ihm. Ich will nur meinen Stein haben.“

Der Arnaut grunzte wieder sein Lachen: „Und wenn er ihn nicht findet? Bei allen Geistern von Skutari, ich weiß, daß den Stein keiner mehr findet.“

„Rede nicht so dumm,“ fiel ihm der Händler ins Wort. „Du kennst diese Deutschen nicht. Als ich in **[266]** jungen Jahren einmal in Skutari war, da bildete so ein Deutscher das Stadtgespräch. In allen Kaffeehäusern und Konaks erzählte man sich davon, wie er fast ganz allein den gefürchteten Schut, das Haupt einer weitverbreiteten Räuberbande, zur Strecke gebracht hatte. Seit der Zeit habe ich vor diesem Volke einen höllischen Respekt. Was ein Deutscher sich vorgenommen hat, setzt er durch. Ich war hundertmal an der Stelle im unterirdischen Gang und fand dort nichts. Irgend ein geheimes Zeichen muß noch auf der Platte sein, das ich nicht deuten kann. Aber dieser Deutsche hat es sicher gefunden. Er findet den Stein und ich bin um mein Lebensziel betrogen.“

„Verfluchtes Jammern,“ fuhr jetzt der Dritte auf. „Es wird langsam Zeit, und du heulst hier wie ein altes Weib. Wir müssen einen Plan machen und vor allem die drei von einander trennen. Ich schlage vor, Spiridion, du kennst den Gang, der in den Keller führt, und nimmst das Chloroform. Zieh den Deutschen beiseite und sage ihm, daß du eine Stelle weißt, wo etwas verborgen sein muß, weil ein Mann aus Ancona hier immer danach suchte. Er wird sofort anbeißen wie der Hai auf den Köder. Ich locke die zwei übrigen nach der andern Seite zum Grab der kleinen Euphrosine.“

„Und wenn sie nicht gehen?“ fiel Spiridion ein.

„Dann,“ stieß Andrea hervor, „dann müssen alle drei hinter die Schlagtür.“

„Keinen Mord, Santa Maria, keinen Mord,“ zeterte der Italiener dazwischen, „das geht gegen **[267]** die Verabredung. Das muß alles so geschehen, als ob ihr unschuldig an allem seid. Du, Spiridion, weißt das Wort, wenn ihr bei der Stelle seid, und ich warte hinter der Mauer. Sollte er den Stein finden, so rufst du, wie ausgemacht, und ich komme. Das Chloroform ist nur für den Fall, daß er sich wehren sollte. Donnerwetter,“ unterbrach er sich, „es ist fast drei Uhr, ihr müßt bald gehen.“

Lautlos wie eine Schlange glitt der hagere Körper Doktor Barbins die Lehmwand hinab. Er hatte genug gehört. Mit keuchender Brust kam er eine halbe Stunde später in dem Gasthaus an, wo er die beiden Freunde schon in Sorgen wegen seines plötzlichen Verschwindens fand.

„Alle Wetter,“ rief Dernefeld, als Barbin seinen Bericht zu Ende gebracht hatte. „Da wäre ich ja in eine ganz böse Sache hineingeklittert. Aber gebt acht, der Stein ist da, der gelbe Schuft aus Ancona glaubt fest daran.“

Also ist er da. Mit dem Räuber aus Albanien werde ich schon fertig werden.“

„Nicht so hitzig, lieber Freund,“ fiel dem bei der Aussicht auf den Fund an keine Gefahr mehr denkenden Dernefeld Fanfarin ins Wort. „Vergiß nicht, daß du schließlich zwei gegen dich haben sollst. Wenn auch der Italiener ein Feigling ist, der Arnaut scheint mir desto gefährlicher zu sein. Was den andern anlangt, so“ – er reckte seine gewaltige Gestalt – „so wird er bald erledigt sein.“

In fliegender Eile entwarfen die drei nunmehr ihren Feldzugsplan, denn schon sah man durch das Fenster die zwei Burschen herüberstelen.

Man empfing sie draußen. Noch ehe sich einer **[268]** von ihnen zu Worte meldete, verabschiedete sich Barbin von den andern.

„Also ich gehe nach Spalato, mir die Arzneien besorgen. Abends treffen wir uns hoffentlich beim Conte. Ich wünsche Ihnen recht viel Glück, lieber Dernefeld, vielleicht haben Sie abends schon den Stein gefunden.“

Sein Blick streifte bei den letzten Worten das Antlitz Andreas. Er sah, wie es in dessen Auge aufblitzte. Dann gab er den beiden die Hand und trollte sich, anscheinend der Straße nach Spalato zustrebend davon.

Er war kaum hinter der Ecke des Gasthauses verschwunden, als Spiridion Dernefeld ein Zeichen machte, er möge zu ihm treten.

„Sie sprechen nickt italiänisch?“

Dernefeld fand es geraten, zu verneinen, obzwar er es vorzüglich sprach.

„Sie sucken eine Stein, ich wissen, wo aus Ancona eine Mann immer gesuckt. Swanzig mal gesuckt. Aber nickt gefunden. Vielleicht finden Sie.“

Scheinbar aufs Höchste interessiert zog Dernefeld den Mann beiseite. „Ruhig, Mensch,“ flüsterte er, „ich möchte den Stein allein finden. Der andere Herr braucht nichts zu wissen.“

„Ick verstehe, verstehe,“ grinste der Arnaut, und ein spöttischer Blick flog von ihm hinüber zu Andrea. „Wir wollen gehen allein.“

Ein paar Worte rief er in irgend einem unverständlichen Rotwelsch Andrea zu, der soeben dem Conte Fanfarin erzählt hatte, daß er einen wundervollen Sarkophag mit kostbaren Reliefs kenne. Er **[269]** zwinkerte dabei auf vermeintlich schlaue Weise mit den Augen.

„Na, dann vorwärts,“ lachte Fanfarin, nickte Dernefeld ermunternd zu und zog mit Andrea querfeldein.

Dernefeld und Spiridion schlugen die Richtung nach den Ueberresten der Basilika ein. Dernefeld klopfte das Herz, wenn er an seine Aufgabe dachte. Ein paar Fuß nur unter der Erde lag vielleicht der Stein, der ihm schon so viele schlaflose Nächte bereitet hatte, und der ihm, wenn er die sehnige Gestalt des Arnauten vor sich betrachtete, wie von einem bösen Drachen bewacht schien. Aber doch trat die Sorge, wie er mit Spiridion fertig werden würde, weit zurück hinter der quälenden Ungewißheit, ob das Ergebnis seiner Nachforschungen auch die viele Mühe, vielleicht sogar Blutvergießen lohnen würde. Er vergewisserte sich noch einmal, ob alles in Ordnung war. In der rechten Rocktasche die schußbereite Waffe, in der linken die stark leuchtende Taschenlampe.

„Ich habe das leichtere Spiel,“ dachte er, „denn der Kerl hat keine Ahnung, daß ich seinen Plan kenne.“

Dann setzte sich Dernefeld verabredungsgemäß auf einen Säulentorso, der zum Sitzen einlud. Er mußte Barbin und Fanfarin Zeit lassen, mit dem Händler und Andrea fertig zu werden. Der Arnaut machte ein verdrießliches Gesicht, aber Dernefeld schwärmte ihm von der Heiligkeit des Ortes, die er genießen wollte, so überzeugend vor, daß Spiridion sich schließlich dareingab.

[270] Fast eine halbe Stunde war Dernefeld gesessen, bis der verabredete Pfiff von Barbin ertönte. Der Arnaut fuhr ein wenig zusammen. Er hielt das Zeichen offenbar für das des Händlers, der ihn zur Eile mahnte.

„Cherr, es wird spät,“ wandte er sich in mühsam beherrschter Ungeduld zu Dernefeld und schritt nun rasch durch ein Chaos von herabgefallenen Gewölberesten, Säulen und Steintrümmern einer Vertiefung zu, von der aus eine offenbar erst in jüngster Zeit gefertigte Tür in einen unterirdischen Raum führte. „Die Krypta,“ erklärte er Dernefeld, der sein Herz klopfen fühlte und vorsichtig hinter ihm herschritt.

Der Arnaut öffnete mit einem Schlüssel und Dernefeld merkte, wie er einen kleinen Holzklotz, den er scheinbar achtlos von der Erde aufgehoben hatte, zwischen die Türangel preßte. Dann entzündete er eine mitgebrachte Taschenlampe und zog aus einer Maueröffnung ein dort gut verborgenes kurzes, aber schweres Grabschwert hervor.

„Die Schlagtür,“ schoß es Dernefeld durch den Kopf. Mit einem Griff hatte er den zugespitzten Holzklotz,

der anscheinend das völlige Aufangeln der Tür verhindern sollte, entfernt und in die Tasche gesteckt.

Vorsichtig, die Taschenlampe in der linken Hand, die rechte auf dem Lauf des Schießeisens in der Tasche, durchschritt er hinter dem Arnauten einen kurzen, niedrigen, gemauerten Gang und stand bald in einem kellerartigen Raum, den er augenblicklich nach der Form seines Grundrisses erkannte. Nicht die Umrisse der großen Basilika hatte der römische [271] Schwerträger mit der Zeichnung auf der Goldplatte des Schwertgriffes darstellen wollen, sondern diesen Raum. Er war in fieberhafter Aufregung, als der Arnaut sich jetzt umwendete und sagte: „Hier wird gesuckt immer nach dem Stein.“

Dabei begann er einen kurzen, stoßweisen Husten, den er mit dem kräftigen, in der Wölbung laut widerhallenden Ruf „Elbassan“ abschloß.

Es sollte wohl wie ein Fluch klingen, aber Dernefeld wußte, woran er war; es sollte das Stichwort für den irgendwo lauenden Händler sein. Dernefeld behielt, während er mit der Taschenlampe den Raum ableuchtete, den Arnauten unausgesetzt im Auge. Er sah, wie dieser in eine Nische griff und dort an etwas herumarbeitet. Dabei entschlüpfte ihm wieder ein leiser Fluch, diesmal aber ein echter. Die „Schlagtür“ von der Andrea gesprochen hatte, ging augenscheinlich nicht zu.

„Jetzt ist es Zeit,“ blitzte es Dernefeld durch den Kopf. Der Kerl wollte allem Anschein nach nicht so lange warten, als zwischen ihm und dem Händler besprochen worden war und wollte wohl auf eigene Faust den Raub ausführen.

„Wohin?“ herrschte er den Arnauten an, als dieser Miene machte, den Gang zur Außentür zurückzuschreiten. Er hob die Taschenlampe hoch und seine rechte Hand umspannte den Revolverkolben. Da sah er, wie der Arnaut ihn erst überrascht anblickte, dann in blitzartigem Verstehen der Lage das Grabscheit hochhob und sich mit einem Sprung auf ihn stürzen wollte. Da donnerte auch schon der Schuß – ein fürchterliches Gepolter – Dernefeld [272] fühlte den Boden unter sich wanken und stürzte, er wußte nicht, ob von dem Grabscheit des Arnauten oder einem Stein getroffen, in eine Oeffnung, die sich urplötzlich unter seinen Füßen geöffnet hatte. Und da hörte er auch schon die Löwenstimme Fanfarins über sich. Hörte ein donnerndes „Stoj“ (Steh) und als er sich in dem Loch mühsam aufrichtete, sah er über sich in dem nach dem fürchterlichen Gepolter plötzlich hell gewordenen Raum den Conte stehen, die Pistole auf den Arnauten gerichtet, der blutend und mit wutverzerrten Gesichtszügen, die Hände hoch gehoben, in einer Ecke stand.

„So, mein Söhnchen! Dernefeld, kriech heraus, ich sehe, der Räuber hat dich noch nicht umgebracht. Leere dem Burschen vor allem die Taschen. Ich denke, er wird wohl recht nette Sachen darin haben.“

Und als Dernefeld nacheinander die Steinflasche mit Chloroform, ein Stilet und eine Signalpfeife hervorzog, meinte Fanfarin gemütlich:

„Der Kerl hat sicherlich noch eine Schnur bei sich; oder warte,“ er griff an die Wand nach einer herabhängenden Schnur und pfiß dabei durch die Zähne, „das war wohl die Leitung zur Tür? Na schau, gib jetzt einmal deine Patschhändchen her. Dein Freund Andrea liegt oben im Graben mit einer großen Beule hinter dem Ohr. Willst du nicht auch eine solche haben, dann sträube dich nicht.“

Willig bot der Albaner die Hände. Mit dem diesem Volke eigenen Fatalismus erkannte er, daß das Spiel verloren war.

Dernefeld war indessen wieder in die Grube gesprungen. Nun die Lebensgefahr vorüber war, [273] brach der Forscherdrang abermals mit aller Macht hervor.

Unter den dem Albaner abgenommenen Sachen fand sich auch ein Lichtbild. Der Italiener war klug gewesen und hatte die Oeffnung unter dem leeren Stein im Schwertgriff photographieren lassen. Mit zitternden Händen suchte Dernefeld nach der Lupe. Und nun fand er die Lösung des Rätsels, warum es dem Italiener trotz zwanzigmaligen Suchens nicht gelungen war, den Stein zu finden. Der Orientierungsstrich, der zwischen den beiden Achsenästen eingezeichnet war, wies nicht vom Achsenschnittpunkt hinaus, sondern gerade auf diesen hin. Zwar nicht mit freiem Auge, aber unter der Lupe sah man eine ganz feine Pfeilspitze an dem Strich angezeichnet, die auf den Achsenschnittpunkt wies.

Der Achsenschnittpunkt aber war das Loch, in welches Dernefeld gefallen war. Durch den vom Schuß hervorgerufenen Luftdruck waren die morschen, fast zweitausend Jahre alten Mauern an der Stelle eingestürzt, wo der Italiener wohl mit Brecheisen und Meißel in den Steinen herumgearbeitet und sie gelockert hatte. Daß unter seinen Füßen auf dem mit angeschwemmten Lehm bedeckten Boden ein regelrechtes Pflaster sich befand, das nun ebenfalls durch die Wucht niederstürzender Gewölbsteine über

der Höhlung zusammenbrach, hatte er nicht geahnt.

Barbin, den zusammengebrochenen Italiener vor sich herführend, kam gerade zurecht, als Dernefeld, am ganzen Körper zitternd vor Finderfreude, ein dickes, in Bast und Eselshaut gewickeltes Päckchen öffnete.

[274] Ein wundervoll in einem haselnußgroßen prachtvollen Smaragd geschnittener behelmter Kopf kam zum Vorschein.

„Er ist's, er ist's,“ jubelte Dernefeld. „Zwar nicht der Kopf des Cäsars selber, aber zweifellos der eines seiner Heerführer. Das Ganze so künstlerisch geschnitten, daß es zu dem Kostbarsten gehört, was ich je in dieser Art gesehen.“

Die drei Verschworenen kamen mit einem blauen Auge davon. Andrea, den Fanfarin mit einem Faustschlage niedergestreckt hatte, als er einen Versuch gemacht hatte, den Conte zur Uebergabe seiner Wertsachen aufzufordern, war augenscheinlich bald aus seiner Betäubung erwacht und hatte schleunigst das Weite gesucht.

Der Arnaut, dem Dernefelds Kugel den Arm durchbohrt und den ein stürzender Stein noch überdies verletzt hatte, trollte sich, von Barbin verbunden, nachdem ihm dieser zehn Jahre Zuchthaus versprochen hatte, wenn er sich noch einmal auf seinem Wege blicken ließe.

Der Händler war zum Jammerbild geworden. Seine Feigheit und Habgier hatten ihm einen Streich gespielt, der im Kerker enden konnte, wenn Dernefeld nicht Milde walten ließ. So war er schließlich heilfroh, als ihm Dernefeld eröffnete, er werde nach Anzeige des Fundes bei der Behörde mit ihm über den Kaufpreis verhandeln.

Am Abend saßen die zwei Freunde mit dem Doktor wieder unter ihrer Platane und besprachen den ereignisreichen Nachmittag. Fanfarin, glücklich, bei dem Abenteuer mitgewirkt zu haben; **[275]** Dernefeld froh gelaunt, obzwar ihm jetzt noch eine langwierige Arbeit, der Versuch bevorstand, die Persönlichkeit des Schwerträgers festzustellen.

Vor den dreien auf dem Tische, von der Abendsonne wundersam durchglüht, lag der edle Stein. Welche leidensvolle Geschichte hätte er erzählen können, wieviel Tränen mochte sein einstiger Besitzer geweint haben, als er ihn vor sechzehn Jahrhunderten in der verborgenen Krypta vergrub, bevor er, vielleicht heimlich zum Christen geworden, vom Cäsar in die Arena von Salona zum Kampf mit wilden Tieren geschleppt worden war.

[[276]]

Ein Doppelgänger?

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

©

[(297)]

Karl Mays Einfluß auf unser Leben

Drei Skizzen

1.

Von Kooperator Franz Ernst

©

[304]

2.

Von Redakteur Wilhelm Hane

©

[310]

3.

Von Lehrerin Lisbeth Barchewitz²⁵

©

²⁵ Diesen Aufsatz veröffentlichte die Verfasserin im Alter von 16 Jahren im „Hildesheimer Kurier“ vom 22. Februar 1906.

[[318]]

Wie Jussuf seine Madonna fand

Erlebnis aus dem ersten Balkankriege

Von Ludwig Rhein



Aus der Geschichte des deutschen Abenteuerromans

Von Dr. Hubert R a u s s e

Abenteurer! Zu allen Zeiten hat ihn ein Nimbus umweht, aus Schreck und Bewunderung gemischt. Der älteste, uns erhaltene indische Roman ist ein Abenteuerroman; die gesamte orientalische Literatur wimmelt von jenen überschlauen Schelmen, Dieben und Mördern, deren Klugheit immer wieder den geriebensten Nachstellungen und Fallen lächelnd ein Schnippchen schlägt. Herodot berichtet, daß der ägyptische König Rampsinites dem tollkühnen Plünderer seiner Schatzkammer „als dem Klügsten unter den Menschen“ seine Tochter zur Ehe gab. Wer einem Besitzenden einen Teil seines Gutes entreißt, wer einem, der sich da weise wähnt, einen witzigen Streich spielt, wer einem Höherstehenden ohne Grund eine Schmach antut, ein Weib klug überlistet, mit Schlaueit über den Stärkeren triumphiert, der hat eben zu allen Zeiten nicht umsonst auf Bewunderung gerechnet. Kindlich Volk hat förmlich Hunger nach Furcht, weil sein Leben zu sicher ist, liebt die Geheimnisse, weil ihm alles noch Geheimnis ist, hat eine gewisse Bewunderung für diese Gauner, die es als ausgleichende Gerechte [349] empfindet, braucht Heldenmaße, die jenseits von Gut und von Böse liegen, und sucht sie außerhalb seines gewohnten Lebensrahmens, der ihm die Größe beengt. So erfand das Märchen die Riesen und den Mann, der das Gruseln gern lernen will, und die Sage die Helden und Recken mit ihren übermenschlichen Taten, so schmückt die religiöse Legende des Mittelalters das Leben seiner heiligen Vorbilder mit mystischen Geheimnissen und Zaubern. „Es ist wunderbar“, läßt Goethe in der „Novelle“ den Fürsten sagen, „daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgereggt sein will“ und gibt später die Erklärung, „die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Atem zu holen.“

Und ist es nicht in der Jetztzeit noch genau so? Das Volk hat der Schinderhannes immer mehr interessiert als der Faust, aber auch gebildete Kreise haben an dem Steigen und Fallen eines Abenteuererdaseins mehr als nur juristisches oder psychologisches Interesse genommen. Natürlich hat sich für sie das Problem des Abenteurers verfeinert und etwa seine Gipfel erklimmen in Don Juan, dem Abenteurer des Herzens, in Münchhausen, dem Abenteurer der Phantasie, in Casanova, dem universalen Abenteurer der Wirklichkeit. Dieser Abenteurer ist Freiwild, und gerade dies freie Leben bedeutet für ihn wie seine Bewunderer das Verlockende, Bezaubernde. Er findet es wundervoll, sich frei zu sehen von jeder Pflicht, von all den kleinen und kleinlichen Fesseln und Schnüren, die das [350] Wesen des Menschen niederhalten, solange er unter seinesgleichen lebt; frei von all den Kümmerlichkeiten, die sein Leben in dem Maße bedrücken, daß es ihm nicht mehr zu Lust, sondern zur Last wird. Er haßt die Gesellschaft, haßt ihren unfehlbar funktionierenden Mechanismus, haßt die berechnete Ausgeklügeltheit ihrer Gesetze, ihre blinde Grausamkeit, ihre kaum versteckte Heuchelei, die abschreckende Häßlichkeit ihrer Armut, die Frechheit ihres Reichtums und die unausmeßbaren Tiefen des maskierten Verfalls. Und gilt sein Haß nicht lauter hassenswerten Dingen, fühlt nicht ein jeder, daß vieles „faul ist im Staate Dänemark“? Und beugt sich doch den Gesetzen der Konvention, weil das Leben des Alltags es verlangt? Eben des Alltags! Der Abenteurer aber ist kein Alltagsmensch. Deshalb lebt er außerhalb des Zwanges der Gesetze und fragt nicht nach der Komödie der Konvention. Frei zimmert und künstelt er sich und sein Leben nach eigenem Ermessen, und indem er nur dem Geschick und Zufall sein Leben gleich einem Spielball überläßt, gibt er uns in dem Auf und Ab seines Lebensweges ein Spiegelbild der unendlichen Möglichkeiten jeglichen Seins.

Der moderne Abenteurer Europas ist der Hochstapler. Ein Cagliostro, der Schiller zu seinem „Geisterseher“ anregte, ein Casanova, dem doch Friedrich der Große eine Erzieherstelle in einem seiner Kadettenhäuser anbieten ließ und der als Schloßbibliothekar seine Memoiren schrieb, – sie säßen heute längst hinter Schloß und Riegel. Der erste starb 1795, dieser 1798. Das 19. Jahrhundert [351] hat – auch eine Folgeerscheinung der französischen Revolution – den europäischen Abenteurer außerhalb der Gesetze gestellt, über die er sich selbst immer hinweggesetzt hatte. Die alte Welt wurde zu bürgerlich für die Kinder der Freiheit. Und so wurde man „europamüde“. Ein dem Stoff und dem Inhalt nach ganz neuer Abenteuerroman erwuchs, der sich unbekannte Länder, besonders Amerika zum Schauplatz erkor. Der Abenteurer der Vergangenheit war einfacher oder erscheint uns wenigstens so, und seine Zeit hat ihn weniger vielseitig gesehen und geschildert. Auch das Ritterepos des Mittelalters steckt voller

Aventiuren. Aber das Abenteuer an sich ist damals das Wichtigste, der Abenteurer selbst trat hinter den mehr oder weniger typischen Situationen zurück. Und vor allem: Der Held der Ritterzeit ist Held und Abenteurer immer nur in den Grenzen der Konvention, und das Riesenmaß seines Seins und Werdens steigt zur Höhe empor und fällt nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen. So starr waren diese Gesetze (Form und Fluch in Eins), daß selbst die Lächerlichkeit sie nur mühsam niederzwingen konnte. Ein Ulrich von Lichtenstein, dieser Don Quijote des Minnedienstes, wurde mit seiner abenteuerlichen Liebesfahrt völlig ernst genommen. Und viele dieser lustigen Minnedienste haben im galanten Roman noch durch Jahrhunderte gelebt.

Der Abenteurer aber muß gesetzlos sein. Ihn konnte nicht das Rittertum gebären, aus den Konflikten des ringenden, rebellierenden Volkes mußte er hervorgehen und ging er hervor.

[352] Der Schelm unserer „Volksbücher“ ist sein Vorläufer. Er verdankt sein Entstehen der mehr oder weniger scharf empfundenen sozialen Ungerechtigkeit und erringt als Repräsentant der unteren Volksklassen seinen Ruhm und seine Beliebtheit dadurch, daß er durch List, durch Betrug oder Gewalt den Reicheren oder Höhergestellten dem Gespött seiner Mitmenschen preisgibt. Nichts ist ihm heilig, Gesetze gelten ihm nichts, und gerade an der Autorität reibt er sich am liebsten. Im Königssaal ist er zu Hause, wie in der Bauernhütte, vor Kirchtüren und Klostermauern macht er nicht Halt und die selbstverständliche Ungeniertheit, mit der er den Gesetzen vom Rang und Gesellschaft spottet, beweist das rebellierende soziale Begehren jener Zeit. In diesem Sinne ist Till Eulenspiegel, der im 14. Jahrhundert gelebt haben soll, dessen Streiche seit 1500 etwa in steigendem Maße Nord und Süd, Hoch und Nieder zum Lachen brachten, der erste Abenteurer unserer Literatur: ein sozialer Abenteurer!

Aehnliche wirtschaftliche Verhältnisse ließen im sechzehnten Jahrhundert in Spanien den Pikaro, den Schelmen oder Gauner entstehen. Es war dies die Zeit, als Spanien, zum erstenmal politisch und religiös geeint, durch die Wahl seines Königs Karl zum deutschen Kaiser die Herrin der Welt wurde. In Amerika gewann das Mutterland einen neuen Weltteil, der es mit Gold überströmte. In diesem Reich ging die Sonne nicht unter. Spaniens Truppen kämpften in aller Welt, der Schritt spanischer Bataillone hallte auf den Plätzen Mailands und **[353]** Neapels, Brüssels und Antwerpens und das Blut tapferer spanischer Soldaten floß für des Glaubens und der Heimat Ruhm und Ehre im kalten, nebeligen Norden Europas und unter der sengenden Sonne des südlichen Amerika. Die unendliche Weite dieser politischen Beziehungen wuchs aber über die Kraft des kleinen Mutterlandes hinaus. Spaniens Ruhm trank Blut und immer wieder Blut, und das Volk war schließlich nicht groß und zahlreich genug, um die Größe dieses Ruhmes mit voller Münze zu bezahlen. Die inneren wirtschaftlichen Zustände des Landes, das äußerlich Europa zu seinen Füßen sah, waren teilweise traurigster Art. Damals war der Gassenbub, der Pikaro, eine hochangesehene Persönlichkeit. Nicht nur, daß Murillo, Spaniens Lieblingsmaler jener Zeit, sein Leben mit Pinsel und Farbe der Nachwelt überlieferte, eine ganze, weitverbreitete Romangattung (die *novela picaresca*) befaßte sich ausschließlich mit ihm. Das erste Werk dieser Art ist der Lazarillo de Tormes, die Geschichte des kleinen Lazarus, der „von Tormes“ sich nennt, weil er auf einem Flusse dieses Namens in einer Mühle das Licht der Welt erblickte. Schon dieser Vorgang ist natürlich symbolisch; von vornherein hat der „Held“ keinen festen Boden unter den Füßen.

Das Buch bedeutet einen Markstein in der Weltgeschichte des Romans. Es ist die erste „Ich-Erzählung“ der europäischen Literatur und das erste Werk, das mit seinem ganzen Stoff in der plattesten Alltäglichkeit bleibt. Und noch etwas kommt hinzu: der Schelmenroman ist sozial parteiisch, **[354]** kämpft für die Plebejer gegen die Patrizier. All diese „Ritter vom Rinnstein“ bringen es zu etwas in der Welt, nicht durch die unbequemen Mittel von Fleiß, Arbeit und Tugend, sondern durch Gerissenheit, Schläue und Frechheit. Hier sah jetzt jeder seine Zukunft in rosigem Licht, jeder Gassenbube fühlte den Marschallsstab im Tornister, was der kann, kann ich auch – und Auflage folgte auf Auflage. Die Pikaros mehrten sich, sogar eine Pikara folgte. Die bunte Welt wechselnder Schicksale und Abenteuer, die den Leser mit dem Leben der verschiedensten Berufsklassen und Völker bekannt machte, fesselte Jung und Alt.

Mittlerweile hatte das Werk seinen Weg nach Frankreich gefunden. Der Figaro ist der französische Pikaro. Aber auch sein Charakter erfuhr in Paris eine Wandlung, und nicht gerade zum besten. Der Lazarillo und seine Nachfahren waren im Grunde doch harmlose Abenteurer. Gewiß waren sie alles weniger als Tugendbolde, aber im Grunde verdanken sie ihren Aufstieg auf der Leiter des Glücks doch in erster Linie einem überlegenen Mutterwitz und der Fähigkeit, im Notfalle wie eine Katze immer wieder auf alle Viere zu

kommen. Sie sind Naturkinder und meinen es nicht schlimm. Gil Blas ist der Typ des französischen Pikaro, der um Vieles bewußter ist und damit um Vieles unmoralischer wirkt. Mit Vorliebe beginnt er als Kammerdiener, eignet sich die Manieren der „Welt“ an und hochstapelt sich dann zu Ehren und Würden hinauf. Allerdings ist er auch vielseitiger, und die Fülle der Erlebnisse und Gestalten, die unerschöpfliche **[355]** Phantasie, die in Gil Blas selber leben, werden dem Buch immer wieder Leser und sogar begeisterte Freunde zuführen.

Nach Deutschland kam der Schelmenroman 1615; kurzerhand steckte man den landfremden Spanier in ein deutsches Gewand. Der Pikaro nannte sich nun „Landstörzer“ oder „Maußkopf“, und die Zeit war bald genug wohl darnach angetan, diese Figur auch bei uns zu einer allbekannteren zu machen.

Es kam der Dreißigjährige Krieg, in dem ein Soldat Johann Jakob von Grimmelshausen etwa fünfzehn Jahre lang den Degen und die Feder führte (er wurde aus einem Musketierer ein Regimentsschreiber), ein Soldat, der später der größte Prosadichter unserer Literatur des siebzehnten Jahrhunderts wurde. Er lernte von dem Schelmenroman, und schuf dann aus eigenem Erleben in seinem Simplizissimus den *Abenteuerer des Krieges*. Was er hörte und sah, was er dachte und fühlte – das alles hat der Sohn dieser traurigsten Zeit unseres Vaterlandes in sein abenteuerliches Buch hineingeschrieben: Mord und Brand, Raub und Plünderung, Kampf und Schlacht, Elend und Not, tapfere Reiterstücklein und feiger Ueberfall. Die ganze Zeit mit der Vielgestaltigkeit ihres Erlebens wird uns in all den Figuren lebendig, die Grimmelshausen in seinem Simplizissimus und den simplizianischen Schriften geschaffen hat. Und doch ist das schicksalreiche, hin- und hergeworfene Soldatenleben, das sich da vor uns abspielt, mehr als das eines reinen Abenteuerers. Im Simplizissimus ist alles auf Innerlichkeit **[356]** gestellt. Aus der Stille seiner Einsamkeit reißen diesen Knaben, der das Leben gar nicht kennt, der in jedem Betracht „ein tumber Tor“ ist, rohe Soldatenfäuste ins Kriegstreiben hinein. Und nun schreibt auf das unbeschriebene Blatt dieser Kinderseele das Leben seinen Roman von Schuld und Sühne, von Hoffart und Buße, von der Liebe Lohn und Leid. Alles äußere Geschehen sind nur Stufen auf dem Weg der inneren Erfahrung dieses Mannes, der zum Schlusse eines Lebens voller Abenteuer und Schicksale, bepackt mit Glück und belastet mit bitteren Enttäuschungen, als Einsiedler wieder in die Einsamkeit zurückkehrt, aus der er kam. Grimmelshausens Simplizissimus bedeutet den Höhepunkt des deutschen Abenteuerromans.

Inzwischen war der *Reisroman*, ein Abkömmling der Odyssee, den schon das Mittelalter in einigen seiner Volksbücher geliebt hatte, wieder modern geworden. Besonders seit der Entdeckung Amerikas war er mit seinen zahlreichen und phantastischen Nachrichten über fremde Völker, ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche, zu neuem Leben erwacht. Mit der Wahrheit nahmen es aber diese Reiseerzähler, teilweise aus Unkenntnis, teilweise aus Sensationslust, nicht allezu genau. Das Volk wollte eben möglichst unglaubliche Geschichten. „Aufschneiden ist keine Kunst, sondern in gegenwärtiger Zeit fast das gemeinste Handwerk“, sagt schon Grimmelshausen und schildert dabei selbst in humorvoller Weise, wie er durch die tollsten Aufschneidereien geduldige Zuhörer von seinen weiten Reisen überzeugt hat. Eine scharfe, unendlich **[357]** komische Satire gegen diese *Abenteuerer der Reise* schrieb Christian Reuter in seinem Schelmuffsky (1696/97). Auch in diesem Buch lebt etwas von jenem sozialen Geist, den wir bereits im Till Eulenspiegel gefunden haben; aber während er dort noch rebelliert, versteht er es hier bereits, über eigene Fehler zu lachen. Das alberne, die Manieren und Gepflogenheiten des Adels rein äußerlich nachäffende Bürgertum hat keinen besseren und witzigeren Beurteiler gefunden, als diesen Schelmuffsky, das prächtig gelungene Porträt eines plebejischen und ruhmredigen Faulpelzes, der von seinen Kavaliersmanieren und Kavalienserlebnissen in aller Welt mit solcher Unverschämtheit berichtet, daß man ihm – „der Tebel hol mir,“ so lautet sein ständiger Fluch – wahrhaftig glauben möchte.

Mittlerweise stieg die Zahl der Abenteuerer durch alle möglichen Einwanderungen über unsere Grenzen und durch Nachahmungen der bereits vorhandenen ins Ungemessene. Die Literatur der Landstörzer, Simplizissimi, der aus Frankreich herübergekommenen Avanturiers und der in Bälde auftauchenden Robinsone, nimmt so überhand, daß ein vielgelesenes Reisewerk jener Zeit mit Recht meint: „Man könne mit all diesen Abenteuerern den Rheinstrom leichtiglich abdämmen.“ Der berühmteste der Reiseabenteuerer wurde der *Robinson*. Alles an diesem Buch, das erstmalig 1719 in London erschien, ist abenteuerlich. Abenteuerlich sein Verfasser Daniel Defoe, abenteuerlich das Schicksal des ursprünglichen Helden der berühmten Erzählung Alexander Selkirk, abenteuerlich endlich die Erlebnisse **[358]** des Buches selbst. Es wurde sofort nach seinem Erscheinen in die bekanntesten europäischen Sprachen übersetzt und gehört jetzt

mit der Bibel und dem Don Quijote zu den gelesenen Büchern der Welt. Wenn auch die pädagogische Ausnutzung dieses Werkes im Lauf der Jahrhunderte mehr den Kampf Robinsons um sein Leben und seine Lebensbedingungen auf der einsamen Insel in den Mittelpunkt gestellt hat, so bleiben doch, und vor allem für die zahlreichen Nachahmungen, auch jene zahlreichen Schicksale von Wichtigkeit, die der dem Elternhaus entlaufene Robinson vor dem Erreichen seiner einsamen Insel auf seiner abenteuerlichen Weltfahrt erlebt. Und so sehr wir jetzt gewöhnt sind, im Robinson einen abenteuerlichen Pionier zu sehen, dessen Leben auf der Insel den Entwicklungsgang der Anfänge aller Kultur im Kleinen darstellt, ebenso sehr hat jene Zeit und haben vor allen Dingen die zahlreichen Nachschreiber in Robinson vor allem den Abenteurer der Reise gesehen. Das Buch erfreute sich bald einer solchen Beliebtheit, daß mindestens jedes Land, sogar manche Provinzen ihren eignen Robinson hatten, es gab räsonnierende, geistliche, moralische, gelehrte, medizinische, man nummerierte mit eins, zwei und drei, schuf, wie es früher eine Pikara und eine Landstörzerin gegeben hat, eine Madame Robunse und eine Jungfer Robinsone, die alten Abenteurer schlüpften schleunigst in dieses neue Gewand und trugen es mit Anstand; kurzum, in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts beherrscht der soziale, der [359] kriegerische und der Reise-Abenteurer im weitesten Umfang unsere volkstümliche Literatur.

Um die gleiche Zeit erwuchs aus englischen und französischen Anregungen und Einwirkungen in wunderbar kurzer Zeit ein selbständiger deutscher Roman. Gellert steht mit seinem „Leben der schwedischen Gräfin von G.“ (1746) bereits unter dem neuen Einfluß, bietet aber noch einmal das gesamte Rüstzeug der bunten Abenteurerwelt auf, um eine These zu beweisen, die so unabenteuerlich wie möglich ist. So wurde das Buch – literarhistorisch für die sterbende und beginnende, hier noch einmal sich treffenden Richtungen von höchstem Interesse – in jeder Beziehung ein Mischprodukt, und dieser damals „moralisch“ genannte Roman wirkt auf die heutigen Leser im höchsten Grade unmoralisch.

Dreißig Jahre später (1776) – mittlerweile waren Wielands „Agathon“ (1766) und Goethes „Werther“ (1774) erschienen – gab Joachim Christoph Bode, der bekannte Uebersetzer englischer Romane, ein zweibändiges Sammelwerk „Die Abenteurer“ heraus, das eine lose Sammlung von Plaudereien, Skizzen und Novellen im Stile der damaligen englischen Zeitschriftenliteratur enthält. Das Werkchen scheint mir in einem gewissen Sinne für das Ende des damaligen Abenteuerromans bezeichnend zu sein. Es ist eine Satire, eine Parodie. Als der Held des Buches, der Abenteurer, „der immer noch Gelegenheit hat, sich Ehre zu verdienen“, ist der Schriftsteller, der Autor selbst gemeint, der gegen eine Welt von Unverständigkeit wagemutig ins [360] Feld zieht. Als Vorbild wird ein irrender Ritter erwähnt, unter dem selbstverständlich Don Quijote zu verstehen ist. So muß dieser Ritter von der traurigen Gestalt, der den alten Romanen den Untergang bringen half, in dessen Waffen Wieland gegen die Feenmärchen, Musäus gegen das Grandisonfieber gefochten hatte, hier auch noch gegen den Abenteuerroman in die Schranken treten.

Ohne fühlbaren Zusammenhang mit der besprochenen Abenteuerliteratur beginnt um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts der Ritter- und Räuberroman seinen verderblichen Einfluß. Wie einst aus den Ritterepen die billigen Volksbücher der Jahrmärkte geworden waren, von denen uns Goethe noch erzählt, so geht dieser neue Ritterroman auf den heroisch-galanten zurück, den die literarisch leitenden Kreise etwa hundert Jahre vorher als veraltet beiseite gelegt hatten. Als nun Goethe mit seinem „Götz von Berlichingen“ das Rittertum auf die weltbedeutenden Bretter führte, erinnerte sich Bernhard Wächter dieser vergessenen Dichtungsart und brachte sie aufs neue zur Blüte. Unberufene Nachschreiber bemächtigten sich dann, als das Rittertum neuerdings Mode wurde, des dankbaren Stoffes und befriedigten den Lesehunger des Volkes in einer angsterregenden Weise. Die von ihnen geschilderten Ritter sind die hervorragendsten Muster aller Helden. Ihr Arm ist unbesiegbar, ihre Kraft nicht zu beschreiben, geradezu entsetzlich ihr blutiger Grimm. Kalt wühlen sie im Herzblut lachender Buben und [361] weinen der leidenden Unschuld gefühlvoll ihre Tränen nach. Und ebenso böse ist der feindliche Ritter, in dessen Herz der Teufel sein ständiges Domizil aufgeschlagen hat; er arbeitet mit Giften, Dolchen und Verschwörungen, wie der Anstreicher mit Farbe und Pinsel, und wenn er am Schluß der vielen Bände dem rächenden Arm des tapferen Unschuldsschützers zum Opfer fällt, reißen sich die Teufel um seinen Leichnam in den Lüften mit Geheul.

Neben dem [den] Ritter trat nach Schillers Vorbild der Räuber, der edle, gefühlvolle Räuber, wie Karl Moor es ist. Und diesem von Rousseauschen und revolutionären Ideen beherrschten Publikum erschienen die

Räuber wirklich als große Männer, denen nur die Verkehrtheit der staatlichen Einrichtungen nicht den nötigen Spielraum gönnte, um sich als wirkliche Helden zu betätigen. So stürmen sie durch die Welt als die personifizierte ausgleichende Gerechtigkeit: Wo ein Reicher oder Glücklicher wohnt, lassen sie Brand und Mord und Verzweiflung zurück, doch wo ein Armer in Tränen sein Brot ißt, da spenden sie Segen und Hilfe oder reiten wenigstens ergriffen und gefühlvoll vorüber. Der Ahnherr dieser Räuberhelden war Heinrich Zschokkes berühmter Bandit Abällino, ihr bekanntester der Valoroso Kapitano Rinaldo Rinaldini, den Goethes Schwager Christian August Vulpius 1798 in drei Bänden zu je drei Büchern in die Welt hinaus schickte. Spieß und Cramer vermischten dann das neue Ritterideal mit dem neuen Räuberideal, und nun begann kurz nach der Jahrhundertwende wiederum eine Hochflut gefährlichster Abenteuerliteratur, **[362]** die gerade in der Zeit unserer klassischen Dichtung das weite Lesepublikum und die neuerstehenden Leihbibliotheken fast völlig beherrschte. Im ganzen sollen zweihundertsiebenundsechzig Schriftsteller dieser Schauerromantik die Welt mit ihren dickleibigen Werken erfreut haben. Aber selbst diese Richtung bewegte sich noch einmal wieder in aufsteigender Linie, als es Fouqué gelang, in seinen Werken den echten alten Rittergeist dem Empfinden weiterer Kreise wieder nahe zu bringen.

Aber damit stehen wir bereits im neunzehnten Jahrhundert, das einer besonderen Betrachtung bedarf, weil es, anknüpfend an die Rousseausche Idee des „Zurück zur Natur“ mit der weitverzweigten *exotischen Dichtung* eine ganz neue Richtung des Abenteuerromans begründete, die an ihrer Spitze den Namen Chateaubriand führen darf, und die auf Grund neuen und eigenen Erlebens den alten, müde gewordenen, schließlich zur Hintertreppen-Literatur zerschriebenen Abenteuerroman zu frischem Blühen wieder emporhob.

Das Recht auf Phantasie

Eine juristische Plauderei

Von Geh. Hofrat Univ.-Prof. Dr. D. Emil Seeling

Der Gesetzgeber formuliert in nüchternen Paragraphen die Rechtsgedanken einer Zeitepoche. Aber das pulsierende Leben und die rechtsgestaltende Kraft der Volksseele arbeiten beständig weiter; sie strömen neue Ideen aus, treiben neue Probleme an das Tageslicht; ein Schriftsteller beginnt schüchtern die neue Idee anzurühren, dann mehren sich die Stimmen, die Presse beginnt sich der Dinge zu bemächtigen (sei es auch nur, weil sie die großgedruckte Ueberschrift „Vor der Entscheidung“ verwerten kann); dann werden die Gerichte vor die Aufgabe gestellt, neue Lebensformen nach den alten Gesetzen im modernen Geiste zu behandeln (wobei dann die sogenannte öffentliche Meinung ganz ungerechter Weise die Juristen für die alten Gesetze verantwortlich macht); dann kommen die Fachzeitschriften, die Juristentage und endlich hinkt der Gesetzgeber hinterdrein, formuliert das Problem, der Richter kann es nun anwenden, wie es durch den (selbstverständlich durch Kompromiß der Parteien meistens nicht verbesserten) Gesetzeswillen anerkannt ist – und das freie Spiel der Kräfte, das Ringen der **[364]** Volksseele nach idealer Ausgestaltung des Rechtes beginnt von neuem.

Wie lange hat es z. B. gedauert, bis der Gesetzgeber den wichtigen Begriff der Persönlichkeitsrechte anerkannt hat, zu dem als eine Unterart auch die Urheberrechte gehören. Wie gewunden und unjuristisch hat z. B. noch Kant²⁶ das ausschließliche Recht des Autors auf sein Buch verteidigt: Das Buch sei eine Rede des Autors an das Publikum, die der Verleger als Bevollmächtigter halte, während der Nachdrucker als unbeauftragter Geschäftsführer wider Willen des Autors in dessen Namen spreche. Heute ist die Wissenschaft längst mit dem Problem fertig, die Gesetzgebung aber entfernt noch nicht²⁷. Die Wissenschaft bezeichnet als Persönlichkeitsrecht das Recht freier Betätigung der eigenen geistigen und leiblichen Kräfte, innerhalb der von der Rechtsordnung gezogenen Schranken²⁸. Die Rechtsordnung erkennt aber durch besonderen Schutz nur einige bestimmte Formen dieses Rechtes an, z. B. die Rechte des Autors auf sein Werk, oder das Recht des Menschen auf seinen Namen. Keinen Schutz aber habe ich z. B. gegen den Liebhaberphotographen, der mich auf der Straße gegen meinen Willen abknipst; es gibt also kein geschütztes Recht auf das Körperbild. Gibt es ein Recht auf Arbeit? – **[365]** heute könnte man fast fragen, gibt es ein Recht auf Arbeitslosigkeit? Gibt es ein Recht auf den Selbstmord? (Wenn ja, dann wäre wenigstens jener Rechtsfall leicht zu entscheiden, in welchem ein Erhängter seinen Lebensretter wegen Beschädigung des Strickes auf Schadenersatz verklagt hat.) Gibt es ein Recht auf Phantasie? Man sollte meinen, daß das überhaupt keine Frage sei, da wir doch Gedankenfreiheit haben. (Gedankenfreiheit hat die Menschheit übrigens stets gehabt, sie brauchte daher von Marquis Posa nicht erst überflüssigerweise erbeten zu werden; anders steht es mit der Gedankenäußerungsfreiheit.) Ebenso wie das Recht, „Gedanken“ zu haben – mehr oder weniger wertvolle, vielfach auch gar keine – steht auch das Recht auf Phantasie jedem zu, er kann davon besitzen soviel er will. Auch betätigen? Gibt es ein Persönlichkeitsrecht auf die freie Betätigung der Kräfte der Phantasie? Gerade unserem Karl May wird von seinen Gegnern seine überreiche Phantasie vorgeworfen. In der Wendung – hat der May aber eine Phantasie! – klingt stets ein gewisser, mißbilligender, nach dem Vorwurf der Lüge hieselender Unterton mit. Dem gegenüber ist das subjektive Recht auf freieste Betätigung der Erfindungsgabe, der Kombinationsgabe zu betonen. Man braucht nicht bloß an den Dichter oder den Erfinder zu denken. Man gehe in das praktische Gebiet der Rechtspflege. Der Kampf zwischen dem Detektiv und dem Verbrecher, ist das nicht ein Spiel freier Phantasie? Wenn die Erfindungsgabe der Polizei aus der hinterlassenen Spur eines Daumenabdruckes **[366]** mit absoluter Sicherheit den Täter ermittelt, so lehrt die Phantasie den Verbrecher mit Glacéhandschuhen arbeiten; wenn die Klugheit der Justiz die Spur des Verbrechers durch den Polizeihund verfolgen läßt, so weiß der Verbrecher dieses Ergebnis durch Bestreichen seiner Stiefelsohlen mit einer

²⁶ Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Königsberg 1797, S. 127.

²⁷ Vgl. Dr. Rudolf Beissel, Die Nebenluftausgaben im deutschen Verlagswesen. Leipzig 1917. Verlag Haupt und Hammon.

²⁸ Gierke, Deutsches Privatrecht I, 713.

Substanz zu verhindern, bei deren Geruch der Hund die Aufnahme der Verfolgung verweigert.

Was sind die Detektivromane eines Emile Gaboriau, Edgar Allan Poe, Conan Doyle anders als Phantasien? Man bestaune die Phantasie eines Manolescu, des „Fürsten der Diebe“, in seinen Memoiren!

Ich ging einmal mit einem Kollegen aus einem Theater, in dem eine scharfsinnige amerikanische Detektivkomödie gespielt worden war, nach Hause; da entrang sich der Brust meines sehr gescheiterten Kollegen der Seufzer: „Ach, wenn ich doch auch so klug wäre, wie jener Detektiv!“ Ich bemerkte: „Es ist niemand da, der Sie daran hindern würde“, und wollte damit natürlich nur den juristischen Gedanken zum Ausdruck bringen, daß es ein Persönlichkeitsrecht auf freie Betätigung aller Geisteskräfte, also auch auf Kombinationsfähigkeit und Phantasie gäbe. Was ist Phantasie anderes als freigestaltende Kombination von vorhandenen oder nicht vorhandenen Elementen? Wenn der Bauer seinem Rechtsanwalt erzählt, daß er bei der Brautschau betrogen worden sei, weil man ihm seine Braut nur in dunkeln Kuhstall gezeigt habe, so daß er nicht habe entdecken können, daß sie einäugig sei, sondern dies erst nach der Hochzeit gemerkt habe, **[367]** und daß er deshalb die Frau nicht behalten wolle und auch nicht zu behalten brauche, weil hier doch ein „Gewährsmangel“ vorliege: so beweist der Bauer eine wirkliche Phantasie, deren groteske Komik allerdings nur der Jurist ganz zu würdigen weiß und die hoffentlich auch der Rechtsanwalt mit der nötigen Phantasie zu behandeln wissen wird.

Wer hat nun aber wohl ein stärkeres Persönlichkeitsrecht auf Betätigung seiner Phantasie als der Dichter, der den Satz bewahrheitet:

„Ewig jung nur ist die Phantasie.“

Alles ganz schön und gut, höre ich den Moralisten von Beruf und ohne Beruf, höre ich viele Dritte (es soll dies kein Gegensatz zu Moralist sein) sagen: Bei Karl May ist das etwas anderes. Wieso? Warum? Ist seine Phantasie ausschweifender, unwahrscheinlicher, unmöglicher, moralisch verwerflicher, als die eines Dumas, Verne, Jókai, Poe – ich wähle mit Absicht ausländische Namen, weil sie deutschen Lesern viel näher liegen, als deutsche Namen. Nein; deshalb nicht, aber aus einem anderen Grunde. Karl May stellt alle diese Erzählungen als seine eigenen Erlebnisse hin, er schildert alles so lebensvoll, wie wenn er selber alle diese Heldentaten vollbracht hätte, wie wenn er alle diese gewaltigen Sprachkenntnisse besessen hätte und wie wenn er gewissermaßen seine Selbstbiographie herausgebe, während er doch niemals in den Ländern gewesen ist, die er mit so glühenden und, wie man nicht leugnen will, lebenswahren Farben schildert; und das ist unerlaubt, das ist Lüge. –

Wer so urteilt – und die Zahl solcher Urteiler **[368]** ist groß und scheinbar unausrottbar, wie der Löwenzahn in meinem Garten – der beweist nur, daß ihm eine Literaturgattung nicht oder ungenügend bekannt ist; es handelt sich bei Karl May um nichts anderes, als um die Verwendung einer uralten literarischen Form, nämlich der des sogenannten Ich-Romans oder der Ich-Erzählung und diese Form ist so alt, wie die menschliche Kultur. Gestatten Sie mir, lieber Leser, einige literatur-geschichtliche Aufklärungen. Ich kehre dann wieder zu jenem Vorwurfe zurück.

Schon die alten – Sie werden erwarten, verehrter Leser, daß ich fortfahre – Römer oder Griechen, nein, viel weiter zurück, schon die alten Aegypter kannten diese Kunstform. Aus der Zeit des mittleren Reiches – etwa 2130 – 1930 vor Christus – sind uns zwei solcher Ich-Erzählungen erhalten. In der einen erzählt ein Reisender seine Abenteuer auf der sagenhaften Schlanginsel²⁹ und in der anderen berichtet ein Flüchtling namens Sinuhe über seine Schicksale unter den syrischen Beduinen³⁰. Ich teile ein Stückchen aus den Erzählungen dieses ägyptischen Karl May mit:

Der Flüchtling kommt zur Fürstenmauer.

„Da kauerte ich mich im Gesträuche nieder, aus Angst, daß mich die Wächter, die auf dem Dache die Wache hatten, sehen könnten. Zur Nachtzeit ging ich weiter und erreichte bei Tagesanbruch das Land Peten. Als ich mich dem See Quem-uêr (offenbar einem der Bitterseen) genähert hatte, **[369]** fiel der Durst auf mich ... und mein Hals glühte. Da sprach ich: ‚Das ist der Geschmack des Todes‘ ... Ich raffte meine Glieder zusammen: ich hörte das Brüllen einer Herde. Ich erblicke einen Asiaten ... Er gab mir Wasser, und ich kochte mir Milch. Da ging ich mit ihm zu seinem Stamm ... und ein Volk gab mich an das nächste weiter ... dann nahm mich Amu'-en-sch'e, der der Fürst des oberen Landes Tenu ist, zu sich und sagte zu mir: ‚Bleib du bei mir, damit du etwas von Aegypten hörst‘. Er sagte das, weil er wußte, wer ich

²⁹ Adolf Erman, Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Bd. II, S. 671 ff.

³⁰ Ebendort, S. 494 ff.

war; er hatte von meiner Tüchtigkeit gehört ... Da sagte er weiter zu mir: „Warum bist du bis hierher gekommen? ...“

Auch der griechische Roman der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung kennt die Ich-Form. Diese Kunstform übernahm dann das Christentum. Es verdrängte die heidnischen Liebes- und Abenteuergeschichten durch Romane mit religiöser Tendenz; das phantastische Element blieb, nur die Tendenz änderte sich. Diese Form herrscht in den seit dem 4. Jahrhundert entstandenen Mönchsromanen, die zur Verherrlichung der Askese erfunden wurden. Hier handelt es sich um fabelhafte Erlebnisse der Heiligen mit Löwen, Schlangen, Zentauren, Dämonen, wunderbaren Völkern usw., und mit besonderer Vorliebe wird die Form der Selbsterzählung in dieser christlichen Belletristik gewählt. So muß der Einsiedler Malchus seine Erlebnisse selbst vortragen; hier fehlt es dann nicht an den üblichen Bestandteilen eines echten Abenteuerromans, an einem Beduinenüberfall, an Gefangenschaft, an einer aufregenden Flucht usw. Die Sammler solcher Mönchsgeschichten erklären stets, daß sie die Helden ihrer Geschichten selbst besucht **[370]** und gesprochen haben; sie betonen die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte und derjenigen ihrer Helden. Theodoret bemerkt, daß, wer seinen Erzählungen nicht Glauben schenke, vermutlich auch die Wunderberichte der Bibel nicht für wahr halte. Das phantastische Märchen des römischen Makarius (in dem u. a. berichtet wird, daß, als Makarius einmal doch von sinnlicher Lust überwältigt worden war, die Löwen ihm zunächst verächtlich den Rücken zudrehten, dann aber ihn bis zum Halse eingruben und ihn erst nach drei Jahren wieder aus dieser Lage befreiten) erscheint als Reisewerk dreier Mönche und diese berufen sich dreist darauf, daß es ja viel sicherer für die gewesen wäre, zu schweigen, als den Schein des Betruges auf sich zu laden.

Der Ich-Roman erfährt eine besondere Ausgestaltung durch Augustin in der Form seiner „Confessiones“ (397). Diese erste wirkliche Selbstbiographie, d. h. dieser erste wirkliche Versuch, die Entwicklung der inneren Persönlichkeit darzulegen, nicht nur Rückschau auf das tatsächlich Durchlebte, sondern vorwiegend Innenschau zu sein, ist das Vorbild aller späteren geworden. Die Ich-Erzählungen erhalten sich das ganze Mittelalter hindurch in den verschiedensten Formen, in Dante und Petrarca treten sie in ein neues Stadium, in Rousseau (der seine Bekenntnisse sogleich mit der handgreiflichen Unwahrheit beginnt, daß er ein Werk ohne Beispiel schreibe, obwohl schon der Titel und noch mehr die Grundgedanken die Abhängigkeit von Augustins „Confessiones“ erkennen lassen), in Goethe haben die Ich-Darstellungen ihre glänzenden Vertreter **[371]** gefunden (vgl. für das Vorstehende die Rektoratsrede von Bezold, Erlangen 1893).

Karl May kann sich also zum mindesten für die von ihm gewählte Kunstform auf eine lange Reihe von Vorbildern berufen. Man kann sogar (wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf) in seinen Werken eine Wiederholung jenes großen oben skizzierten Entwicklungsprozesses des Ich-Romans feststellen. Karl May beginnt mit dem reinen Abenteuerroman, in welchem eine Tendenz nur ganz leise vorklingt; später tritt die Tendenz und zwar eine religiöse mehr und mehr in den Vordergrund, um schließlich fast das Abenteuer zu überwuchern, – es sind dies aber alles noch keine vollendeten Confessiones, obwohl sie die religiöse Ueberzeugung des Autors in breitester, freier Weise, wenn auch in vielfach mystischer Form, enthüllen und seine tiefsten religiösen Gefühle zergliedern – erst in seinem Buche „Mein Leben und mein Streben“³¹ haben wir den vollendeten Typus der Selbstbiographie, d. h. die Darlegung der inneren Entwicklung des Verfassers, vor uns. Ob auch für seine Confessiones der harte Satz von Bezold gilt: „Die Belauschung des eigenen Herzens ist christlichen Ursprungs; was sie aber zutage gefördert hat und stetig zutage fördern wird, ist – Dichtung und Wahrheit“, lasse ich dahingestellt, aber eines ist sicher, der Vorwurf gegen die gewählte Ich-Form seiner Abenteuerromane ist unbegründet. May erzählt seine Abenteuergeschichten; er verlangt ja **[372]** gar nicht, daß man sie ihm glaube; nur gelegentlich einmal fühlt er sich gedrungen, einen etwaigen Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit zu zerstreuen. So z. B. bemerkt er „Im Lande des Mahdi“, I, 560, nach einem besonders aufregenden Erlebnis:

„Man meint, daß solche oder ähnliche Szenen nur in Romanen vorkommen; das ist sehr richtig, denn – – das Leben ist der fruchtbarste und phantasie reichste Romanschreiber, welcher nicht, um eine unmögliche Situation zu ersinnen, ein Dutzend Gänsefedern zerkauen muß.“

Hier höre ich den grämlichen Moralisten sagen: *Qui s'excuse, s'accuse*. [Wer sich entschuldigt, klagt sich an.] Gerade im Gegenteil. Mich lacht bei diesem Satze der schalkhafte Dichter in seiner ganzen Liebeshwürdigkeit an, als wenn er sagen wollte: „Merkst du etwas, lieber Leser? Mir ist es selbst bei dieser

³¹ Aufgenommen in Bd. 34 der Gesammelten Werke, „Ich“.

Schilderung himmelangst geworden, daher muß ich mich gewissermaßen rechtfertigen“ – und man beachte auch den höchst merkwürdigen Satz mit seiner überraschenden, ganz unerwarteten Wendung hinter „denn“ – – und den beiden Gedankenstrichen. Ist es nicht genau so, als wenn der Jäger seine selbsterlebten Jagdgeschichten zum Besten gibt und gelegentlich die Wahrhaftigkeit seiner Geschichten beteuert, und zwar in umso höheren Tönen, je unwahrscheinlicher seine Geschichten werden? Der Hörer wird dadurch noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß der Erzähler jetzt seinem Persönlichkeitsrecht auf Phantasie freien Lauf lassen will. Aehnliche Wendungen sind uralte Tricks der Romanschriftsteller; wie oft findet sich z. B. bei Hackländer die geradezu stereotype Wendung „unsere höchst **[373]** wahrhafte Geschichte“ u. ä. Ja, schon in den Mönchsgeschichten des 4. Jahrhunderts kommen solche Beteuerungen vor; bei den Mönchen mögen sie bestimmten Tendenzen dienen, bei Hackländer und May betrachte ich sie als entschuldigende Verbeugungen und liebenswürdige Warnungen für allzu arglose Leser.

Denn wie der Dichter sein Persönlichkeitsrecht auf Phantasie betätigen kann, so hat auch der Leser ein Anrecht, ein Persönlichkeitsrecht auf phantastische Lektüre. Wer möchte aus der Literatur die Abenteuerromane eines Cervantes, eines Dumas vermissen? Soll denn der Leser, der Erholung und Zerstreuung sucht, nicht ein Recht auf Anregung und Befriedigung seiner Phantasie durch phantastische Lektüre haben; gibt es denn in der Literatur ein Recht auf absolute Wahrheit? Oder für den Autor eine Pflicht zur absoluten Wahrheit? Wehe dann über die Poesie!

Hat doch sogar einmal einer der bekanntesten Prozessualisten der Neuzeit, Hellwig, das Recht zur Lüge im Prozeß als ein ernsthaftes Problem behandelt, allerdings dadurch einen Entrüstungssturm entfesselt. In der Tat. Im Prozesse liegt die Sache anders als in den Erzählungen. Der Lügner schadet hier seinem Gegner in seinen Rechten, in seinen Vermögens- oder sonstigen im Prozesse behandelten Privatrechten. Aber selbst für die Lüge im Prozesse kennt die Rechtsordnung – und darin ist Hellwig Recht zu geben – keine Straffolgen, wenngleich die Lüge jedenfalls hier als moralisch verwerflich und als den obersten Zwecken aller Rechtspflege, der Erforschung der Wahrheit und des Sieges des wirklichen **[374]** Rechtes, widerstrebend bezeichnet werden muß.

Aber welches Recht verletzen denn die liebenswürdigen Fabulierer May, Münchhausen, Gerstäcker? Gibt es ein Recht auf Wahrheit in der Lektüre? Es gibt für den Dichter ein Persönlichkeitsrecht auf freie Betätigung seiner Schaffenskraft – und es ist ein alter Grundsatz: „*Qui jure suo utitur, neminem laedit*“. [Wer von seinem Recht Gebrauch macht, schädigt niemanden.]

Ebenso hat auf der anderen Seite der erholungsbedürftige Leser ein Persönlichkeitsrecht auf eine phantasievolle Lektüre, die ihn mit der Darstellung dessen „was sich nie und nirgends hat begeben“ über das nüchterne Leben hinweghebt. Der Moralist und Aesthet hat sein Persönlichkeitsrecht auf die ihm adäquate Lektüre; er mag dieses Recht auf seine Weise befriedigen; der Phantasiebedürftige hat ein anderes subjektives Recht; das wird ihm durch Karl May und Genossen nicht nur nicht verletzt, sondern sogar erfüllt.

Nur eine Einschränkung muß gelten, nur in einem Falle erscheint die Betätigung des Persönlichkeitsrechts auf Phantasie durch den Dichter als Unrecht, nur in einem Falle kann der Leser sich in seinem Persönlichkeitsrechte auf Phantasie verletzt fühlen und die volle Wahrheit verlangen – nämlich dann, wenn der oberste Zweck der phantastischen Lektüre verletzt wird, deren unterhaltender Charakter fehlt, mit einem Wort, wenn der Dichter langweilig wird. Alles verzeiht man dem Jäger, das schlimmste Jägerlatein, nur die Langweiligkeit verzeiht man ihm nicht.

[375] Und gerade diese Bedingung erfüllt Karl May für weiteste Leserkreise vollkommen. Unbewußt, aber unübertrefflich hat er diese unsere Gedanken in einem seiner Abenteuerromane selbst formuliert und sich, seine Werke, sein Persönlichkeitsrecht auf Phantasie und das Persönlichkeitsrecht seines Stammpublicums auf Phantasie charakterisiert und gerechtfertigt.

Im Lande des Mahdi, II, 45, läßt er nämlich einen Beduinen, dem er von seinen erfolgreichen Löwenjagden erzählt hat, ausrufen:

„O, Effendi, wie schön du lügst, nein, wie schön du lügst!“

Mag der Beduine den Schwerpunkt auf das „lügst“ legen, der deutsche Leser Karl Mays legt ihn auf das „schön“. Und das ist das Entscheidende!

Die Kriegskasse

Eine Erzählung aus den Tagen Napoleons I

Von Karl May

1. Die beiden Müller

Der Obermüller konnte den Niedermüller nicht leiden, und der Niedermüller war dem Obermüller nicht gewogen, das hatte seine guten Gründe. Die Obermühle war bis vor zehn Jahren die einzige Mühle im Tale gewesen, und ihr Besitzer hatte sich recht gut dabei gestanden; da war der jetzige Niedermüller gekommen, hatte seine neumodische Klapper an den Bach gesetzt und dem Obermüller die Mahlgäste weggenommen. War das etwa schön von ihm? Der Obermüller wenigstens hielt es ganz für das Gegenteil, zumal er den teuren Prozeß verlor, den er anstrebte, um sich seines Wettbewerbers zu erwehren. Dieser aber war ein durchtriebener Pfiffikus, lachte sich eins ins Fäustchen und hatte seine Freude über den Aerger seines nun mehr und mehr verarmenden Berufsgenossen.

Doch die zwischen den beiden Männern herrschende Abneigung hatte noch einen anderen Grund. Der Obermüller war nämlich ein echtes, braves Rheinlandskind und konnte es nicht verwinden, daß [377] sein schönes Vaterland unter dem Drucke der französischen Herrschaft seufzte, seiner besten Kraft beraubt wurde und seine reichen Hilfsquellen nach und nach versiegen sah. Der Niedermüller aber war von der Obermoseler Gegend herabgekommen, wo man heimlich nach Frankreich hinüber zu schielen pflegte, und kannte keinen anderen Herrgott, als den großen Bonaparte, der den Mut gehabt hatte, seine gewaltige Hand nach ganz Europa auszustrecken. Zwar hatte er eine Tochter, der wegen ihrer Schönheit, Sittsamkeit und Herzensgüte, vielleicht auch wegen des zu erwartenden Erbes die Jungburschen alle im Wege herumliefen, aber das machte doch die Sache nicht anders, vielmehr steigerte sich die Abneigung des Obermüllers um ein Bedeutendes, als er bemerkte, daß sie es seinem Franz auch angetan hatte, der des Abends um die Niedermühle strich und am Tage vor lauter Zerstreung statt des zu mahlenden Getreides den Kartoffelsack in den „Rumpf“ ausleerte.

Auch heut hatte er allerlei Ungebührlichkeiten, die sonst gar nicht in seiner Art lagen, begangen, und als es nun Abend geworden war, fuhr er mit den Armen in das Sonntagsnachmittagswamms und schickte sich zum Fortgehen an.

„Wo willst du hin, Franz?“ fragte der Vater mit jenem unzufriedenen Tone, der jetzt öfters bei ihm zu hören war.

„Hinunter ins Dorf; es gibt heute Tanz.“

„Wirst aber wohl nicht ganz hinunterkommen, weil dir die Niedermühle im Wege liegt.“

„So gehe ich an ihr vorbei.“

[378] „Oder bleibst ein wenig stehen, bis die Anna herauskommt.“

Franz errötete.

„Soll ich etwa vor ihr ausreißen, Vater?“

„Nein, das ist nicht notwendig; aber du weißt, daß ich das fremde Volk da unten nicht leiden mag. Der Niedermüller ist ein Franzosenfreund; er hat uns um unser Brot gebracht und ist schuld, daß wir Tag für Tag unser Leben wagen müssen, wenn wir nicht verhungern wollen. Die Anna mag gut sein, aber du kannst schon noch eine andere bekommen!“

„Aber ich mag keine andere, Vater! Wir haben uns lieb, und du würdest ihr gewiß auch gut sein, wenn du sie so kenntest, wie ich sie kenne. Sie spricht gar herzlich von dir und der Mutter und möchte gern an euch gutmachen, was ihr Vater Ungutes an euch getan hat.“

„So!“ meinte der Müller nachdenklich und seine Stimme klang um ein Beträchtliches milder. „Sie hat mich allerdings immer freundlich begrüßt, wenn ich ihr begegnet bin, weiter aber kenne ich sie nicht. Was sagt denn ihr Vater dazu?“

„Der weiß noch nichts davon. Er will, sie soll den Douanenleutnant Jambrieu nehmen, der in St. Goar angestellt ist.“

„Siehst du! Wenn die Anna so denkt, wie du sagst, so möchte es meinerwegen möglich sein, daß ich

einmal ja sage, aber der Alte wird es nimmermehr zugeben, daß sie den Sohn seines Todfeindes heiratet. Such dir also eine andere! Du bist durch ganz Deutschland gewandert und auch mehrere Jahre in Frankreich gewesen, und wer so viel [379] gesehen und gelernt hat, der bekommt schon eine Frau!“

Der Sohn antwortete nicht, sondern nahm die Mütze zur Hand und schritt nach der Tür. Er hatte dieselbe schon geöffnet, als hinter ihm die Weisung ertönte:

„Punkt elf bist du wieder daheim! Es gibt heut ein gutes Geschäft, und um zwölf müssen wir über das Wasser sein. Wir haben Neumond, so daß uns nicht leicht jemand sehen wird, und wenn uns der Zufall nicht die ganze Zollwache auf den Hals führt, so stecken wir ein schönes Geld in die Tasche. Mit einem oder einigen nehmen wir es schon auf.“

„Ist's viel, was wir zu laden haben?“

„Mehr als gewöhnlich, und darum wird auch die Gesellschaft voll beisammen sein. Vielleicht wird es gar an Fahrzeugen fehlen.“

„So nehmen wir den Kahn des Niedermüllers dazu. Anna wird mir den Schlüssel dazu geben.“

„Weiß sie denn, daß - - -?“

„Ja, sie weiß es. Sie ist ganz zufällig dahinter gekommen, und ich konnte nicht leugnen. Aber ihr andern braucht keine Sorge zu haben; ich habe es nur von mir gestanden!“

„So! Und sie hat nichts verraten? Das ist brav von dem Mädchen!“ sagte der Vater. „Ich sehe nicht ein, warum die einen den Zucker und Kaffee teurer bezahlen sollen als die andern, und zwar bloß deshalb, weil Herr Napoleon einen Grenzstrich zwischen sie gezogen hat.“

„Soll ich also den Kahn nehmen?“ fragte der Sohn.

[380] „Ja; nur nimm dich in acht, daß der Alte nichts merkt! Du brauchst da gar nicht wieder zur Obermühle zu kommen, sondern kannst gleich hinüber rudern. Du weißt ja, wo wir zu treffen sind!“

Franz ging. Er war ein rüstiger, straffer und auch hübscher Bursche, dem ein Mädchen schon gut sein konnte; das wußte die Anna am allerbesten, und darum lehnte sie bereits seit einer Viertelstunde am Gartenzaun und horchte in die stille Nacht hinaus, ob sich der bekannte Schritt des heimlich Geliebten nicht bald vernehmen lassen wolle. -

2. Der entgangene Fang

Es war zwölf Uhr des Nachts. Im Zollhaus zu St. Goar saß der Leutnant Jambrieu bei der Lampe und schrieb an einem Berichte, den er morgen in der Frühe an seine Vorgesetzten nach Bacharach abgehen lassen wollte. Das Schreiben ging ihm heute gar nicht recht aus der Hand; seine Gedanken waren alle auf der Niedermühle, wo es ja eine gab, die dem leckeren Franzosen in die Augen gestochen hatte.

„*Morbleu!*“ murmelte er, die Feder zur Seite legend, „ich bringe partout keinen gescheiten Satz fertig, weil mir das verteufelte Mädchen im Kopf liegt. Ich bin so nervös und unruhig. Sollte das vielleicht eine Ahnung sein? Ich habe gehört, sie schameriert mit dem Franz aus der Obermühle. Vielleicht steckt sie grad jetzt mit ihm in einer Ecke und läßt sich das rote Mäulchen von ihm küssen. Wenn ich so etwas bemerkte, ich stäche dem armseligen [381] *coïon*³² den Degen durch den Leib! *Coïon*, ja, so hat der Kaiser gesagt und so ist es auch wahr; *coïons* sind sie alle, diese Deutschen, und Brigands und Spitzbuben dazu, die zu ganzen Scharen und Banden den Schmuggel betreiben, ohne daß man ihnen beikommen kann!“

In diesem Augenblicke hörte er eilige Fußtritte dem Hause nahen, und einige Sekunden später trat ein langer, hagerer Mann in das Zimmer, dem der Schweiß in großen Tropfen auf Stirn und Mund stand.

„Verzeihung, Herr Leutnant, daß ich so spät störe,“ entschuldigte er sich; der Angeredete ließ ihn aber den beabsichtigten Satz nicht beginnen, sondern erwiderte, sich erhebend, mit dem Tone eines Gönners:

„Ihr seid es, Niedermüller? Ihr stört mich nicht und wenn Ihr mitten in der Nacht mich aus dem Schlafe weckt! Was führt Euch zu mir? Ihr seid ja ganz außer Atem!“

„Es ist auch die Sache danach, Herr Leutnant, und ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht so gelaufen wie jetzt, um noch zur rechten Zeit zu kommen!“

„Zur rechten Zeit? *Diable!* Das klingt ja fast, als hättet Ihr mir eine wichtige Botschaft zu bringen. Setzt Euch und sprecht!“

Der Müller nahm auf dem dargebotenen Stuhle Platz und begann:

³² Feigling.

„Sie kennen den Obermüller und seinen Sohn, den Franz, Herr Leutnant?“

[382] „Ja. Warum fragt Ihr?“

„Sie wünschen die Schmuggler zu fangen, die Ihnen bisher so geschickt entgangen sind?“

„Ob ich will? *Sacré nom du dieu*, ich habe keinen heißeren Wunsch, als sie einmal auf frischer Tat zu ertappen. Sie schaffen nun seit Jahren die kostbarsten Waren im Werte von vielen tausend Francs über die Grenze, ohne daß es gelungen ist, ihrer habhaft zu werden. Aber was hat dies mit dem Obermüller zu tun?“

„Er ist ein Mitglied der Bande oder gar ihr Anführer.“

„*Hélas!* Ist das möglich! Woher wißt Ihr es?“

„Das sollen Sie gleich hören! Schon seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß die Anna zu einer gewissen Abendstunde in den Garten geht; es ist mir aufgefallen, und ich beschloß, ihr einmal nachzugehen, um zu sehen, was sie zu so ungewöhnlicher Zeit da draußen zu tun habe. Heut bin ich ihr nachgeschlichen, und was denken Sie, was ich gesehen habe?“

„Nun?“

„Sie stand mit dem Franz am Zaune, und verhandelte allerlei ungereimte Dinge mit ihm. Ich stand schon im Begriffe, mich zu erkennen zu geben, als er von ihr den Schlüssel zu meinem Kahn verlangte, auf dem ich den jenseitigen Kunden das Mehl zu bringen pflege.“

„Weiter, weiter!“ drängte der Zolloffizier.

„Weiter? Ich bin fertig. Das Uebrige können Sie sich denken!“

[383] „Denken? Hm, ja. Also der Franz schameriert mit Eurer Tochter. Das habe ich mir längst gedacht! Ich hoffe aber, daß – – –“

„Keine Sorge, Herr Leutnant! Nun ich weiß, was hinter meinem Rücken vorgeht, werde ich darauf achten, daß es nicht wieder geschieht.“

„Natürlich! Aber Ihr könnt doch unmöglich mit Eurer Geschichte fertig sein?“

„Ich bin fertig, denn das andere hat für Sie kein Interesse,“ meinte der vorsichtige Müller, der seine Tochter nicht in Gefahr bringen wollte. „Nur das habe ich zu sagen, daß der Bursche mit meinem Kahne hinüber ist; sein Vater fuhr später auch ab, und etwas weiter unten bemerkte ich ebenfalls einige Boote, die vorsichtig hinüber steuerten. Man hatte die Ruder mit Lappen umwunden. Es gilt jedenfalls ein Unternehmen, und ich bin daher Hals über Kopf nach St. Goar gelaufen, um Ihnen Nachricht davon zu bringen.“

„Ich danke Euch, Niedermüller; es wird Euer Schade nicht sein!“ antwortete Jambrieu und begab sich nach der Tür, um den im Vorraume befindlichen Zollwächter herbei zu rufen. Nachdem er diesem die nötigen Befehle erteilt hatte, schnallte er sich den Degen fester, steckte die geladenen Pistolen bei und warf den Mantel über.

„So, jetzt bin ich bewaffnet, und nun *allons*, Niedermüller, Ihr geht ruhig nach Hause; es braucht niemand zu wissen, wem ich die Kunde verdanke; ich aber begeben mich nach dem Stelldichein, an dem ich meine Leute erwarten werde.“

[384] Die beiden Männer verließen das Haus und schritten am Ufer abwärts, bis sie die Stelle erreicht hatten, wo nach der Aussage des Niedermüllers Franz mit dem Boote abgestoßen war. Der Müller verabschiedete sich hier, um nach seiner Wohnung zu gehen, der Leutnant aber begab sich nach einer in der Nähe liegenden Stelle, wo er bereits einige seiner Untergebenen vorfand, die er durch den schnell abgesandten Boten an diesen Ort befohlen hatte. In kurzer Zeit stießen noch mehrere hinzu, und bald waren die Wächter in einer Anzahl versammelt, die genügend war, auch einen größeren Trupp, als die Schwärzer gewöhnlich zu bilden pflegten, siegreich in Empfang zu nehmen.

Der Offizier verteilte seine Leute nach ab- und aufwärts in einer Weise, daß eine bedeutende Strecke des Stromes von ihnen beobachtet werden und ihre Vereinigung auf das gegebene Zeichen doch leicht und schnell erfolgen konnte, und bald lag tiefe Stille auf der Gegend, die in jedem Augenblicke der Schauplatz eines blutigen und erbitterten Kampfes werden konnte.

Die Zeit verging. Mitternacht war längst vorüber. Es schlug eins und zwei. Da endlich ließ sich unterhalb des Ortes, an dem Jambrieu sich befand, ein klagender Unkenruf vernehmen. So rasch und geräuschlos wie möglich eilte er vorwärts und traf fast zu gleicher Zeit mit den anderen bei dem Douanier ein, der das Zeichen gegeben hatte.

„Was gibt es, Sombrier?“ fragte er ihn. „Hast du etwas bemerkt?“

„Bücken Sie sich nieder, Herr Leutnant,“ lautete [385] die Antwort, „daß Ihr Auge in gleicher Linie mit dem

Wasser kommt, und blicken Sie hier hinüber!“

Der Offizier folgte der Weisung und suchte das nächtliche Dunkel in der Richtung zu durchdringen, die ihm der erhobene Arm des Sprechers angab. Der leise Phosphorschimmer, der die Oberfläche des Wasser kennzeichnete, ließ einige schwarze Punkte erkennen, die auf dem Strome sich bewegten und bei ihrem Nahen sich mehr und mehr vergrößerten.

„*Voilà*, da sind sie! Tretet zurück; laßt sie ruhig aussteigen und die Boote befestigen. Dann aber rasch auf sie los!“

Er hatte sich in seiner Voraussetzung verrechnet; die Schmuggler waren klüger und vorsichtiger als er dachte. In sicherer Entfernung vom Ufer ließen sie die Boote halten, und bald zeigte ein leises Plätschern, daß einer von ihnen in das Wasser gesprungen war, um an das Land zu schwimmen und daselbst nachzusehen, ob alles sicher sei.

Mit kraftvollen Armen teilte er die Flut, stieg leise und langsam die Dammböschung empor und blieb hier horchend stehen. Da klang ein leiser Ton durch die Nacht, so leise, daß er einem anderen vielleicht entgangen wäre; er aber hatte ihn vernommen und griff zum Messer.

„*Sacré*,“ murmelte Jambrieu zwischen die Zähne, „muß ich auch jetzt grad an den verteufelten Säbel stoßen! Ich werde dem Kerl den Rückzug abschneiden, damit er nicht zurück in das Wasser kann!“

Er hatte einen höchst unklugen Entschluß gefaßt. So leise er auch aufzutreten versuchte, der Schmuggler **[386]** vernahm doch das Geräusch seiner Schritte und wandte sich nach dem Strome um. Jedenfalls war es seine Absicht, die Boote schwimmend wieder zu erreichen; er konnte sie aber nicht ausführen, denn noch hatte er keinen Fuß im Wasser, so fühlte er sich von dem Offizier gepackt und zurückgehalten.

„Zurück!“ rief er mit laut schallender Stimme; „die Zollratten sind da!“ Zu gleicher Zeit strengte er sich an, von dem Leutnant loszukommen.

Es gelang ihm nicht, denn es hatten sich zahlreiche Hände ausgestreckt, die ihn packten, und während er mit den überlegenen Gegnern rang, zog einer von ihnen die geöffnete Blendlaterne unter dem Mantel hervor und ließ ihm den hellen Schein in das Gesicht fallen.

„Der Franz,“ rief es; „der Franz aus der Obermühle!“

„Bindet ihn!“ fügte der Offizier hinzu.

Franz war erkannt; gelang es ihm nicht, zu entkommen, so war sein Los die Galeere. Der starke Bursche fühlte bei diesem Gedanken seine Kräfte sich verdoppeln: wie der Löwe die Hunde, so schüttelte er die kleinen, schwächtigen Franzosen von sich ab; sie stürzten rund um ihn zur Erde, und nur Jambrieu hielt so fest, daß nicht von ihm loszukommen war.

„Laß los, Bonapartenpudel, sonst magst du sehen, wie es dir geht!“

„Meinst du, *coïon*? Zeig doch, was du kannst!“

„Sollst's gleich sehen!“ antwortete es.

Der blasse Schimmer einer blanken Messerklinge leuchtete auf den Offizier nieder; er stieß einen kurzen, **[387]** schrillen Wehlaut aus, fuhr zuckend mit dem Armen in die Luft und brach dann zusammen.

Mit einigen Sprüngen brachte Franz sich aus dem Bereich seine Feinde und war im nächsten Augenblick in der Finsternis verschwunden. Ein fernes Plätschern bewies, daß die Boote den Warnungsruf beachtet hatten und schleunigst davonruderten. Der Fang war den Häschern entgangen.

3. Ein Soldat der großen Armee

Es war um Weihnachten. Der Winter war über das Land gegangen und hatte seine Schneeflocken auf Feld und Flur gestreut. Deutschland lag unter der drückenden, erwartungsvollen Stille, wie sie dem Sturme vorherzugehen pflegt; am Rhein war die politische Schwüle am drückendsten, und der heilige Christ, der sonst so fröhliche Gesichter findet, begegnete gar manchem ernstblickenden Auge, das von Dingen redete, die der Mund nicht auszusprechen wagte.

Auch auf den beiden Mühlen ging es außerordentlich ruhig zu. Von Franz hatte man seit jener Nacht nichts wieder gehört. Jambrieu war von der erhaltenen Messerwunde vollständig genesen und wohnte jetzt in der Niedermühle. Er schien sich in St. Goar nicht mehr ganz sicher zu fühlen und hatte diese Unterkunft gewählt, weil er bei dem zu erwartenden Rückzuge der Franzosen gern einen reichen Vogel mitgenommen hätte.

Anna sträubte sich zwar nach Kräften gegen die von dem Vater ihr aufgezwungene Verbindung,

[388] aber das Drängen des Leutnants wurde von Tag zu Tag nachhaltiger, und es war vorauszusehen, daß er den Müller endlich zu einem rücksichtslosen Machtspruch bewegen werde.

So war der zweite Feiertag gekommen; die Familie saß noch spät in der von dem brennenden Tannenbaume hell erleuchteten Stube und horchte auf die ruhmredigen Berichte, die Jambrieu zum hundertsten Male von seinem Kaiser vortrug. Da klopfte es an die Tür, und auf das laute „Herein“ des Müllers trat ein Mann herein, dessen zerfetzte Kleidung auf überstandene schwere Strapazen deuteten. Er trug den linken Arm in der Binde und über das Gesicht ein Heftpflaster, das sich von der Nase bis fast an das Ohr erstreckte. Hätten ihn nicht schon diese Blessuren als Krieger gekennzeichnet, so wäre es sicher durch das Kreuz der Ehrenlegion geschehen, welches seine breite Brust schmückte.

„Kut' Apend!“ grüßte er in gebrochenem Deutsch. „Kann ein arm' Soldat ab' un peu ßu ess', ßu trink' und ßu schlaf?“

Der Douanenoffizier erhob sich sofort und zog den beklagenswerten Mann an den Tisch. Es verstand sich von selbst, daß ihm das Begehrte reichlich vorgesetzt wurde, und ebenso zahlreich waren auch die Fragen, die er während des Essens zu beantworten hatte. Er gehörte zu der großen französischen Armee, die sich aus Rußland zurückgezogen hatte, in Deutschland geschlagen wurde und ihre versprengten Teile als Bettlertrupps heim in das gelobte Frankreich sandte. Im Laufe des Gespräches fand es sich, daß er ein Müller sei, und dieser Umstand bewog **[389]** den Hausherrn zu der Frage, ob er auf der Niedermühle bleiben wolle, bis er sich von den ausgestandenen Beschwerden erholt habe. Er willigte mit Freuden ein und ward nach vollendetem Abendbrote bedeutet, sich von der Tochter des Hauses zur Ruhe weisen zu lassen.

Anna ergriff eines der Lichter, um ihn zu begleiten; es zitterte in ihrer Hand, aber sie brachte ihre Angst nicht eher zum Ausbruch, bis sie in der Kammer stand, wo kein Lauscher zu befürchten war.

„Franz!“

Nur das eine Wort sprach sie aus, aber der Ton sagte mehr, als alle Worte es vermocht hätten.

„Anna! So hast du mich erkannt?“

„Nicht gleich, aber endlich doch. Um Gottes Willen, geh fort von hier; wenn es herauskommt, wer du bist, so bist du verloren!“

Er nahm das falsche Haar vom Kopfe, entfernte den struppigen Bart aus dem Gesichte und warf die Binde fort, die seinen Arm gehalten hatte.

„Ich bleibe hier, Anna; ich muß hier bleiben, und niemand wird mich erkennen!“

„Nein, du mußt fort; ich würde sonst vor Angst sterben!“

„Es geht nicht; ich muß, Anna, und damit laß es gut sein! Wie steht es mit dem Jambrieu?“

„Ich muß ihn nehmen, wenn keine Hilfe kommt.“

„Sie wird kommen, und zwar bald. Deswegen bin ich hier. Wie geht es meinen Eltern?“

„Sie sind gesund und wohl. Was ist's hier mit dem Pflaster? Geht das auch herunter?“

[390] „Nein, der Hieb ist nicht falsch; ich habe ihn wirklich erhalten.“

„Einen Hieb? Sag, wo!“

„Das werde ich dir später erzählen. Jetzt geh hinab, damit niemand Verdacht schöpft!“

Er schlang die Arme um sie, gab ihr einen herzlichen Kuß und schob sie dann zur Tür hinaus. Nachdem er diese verriegelt, öffnete er das Fenster. Es führte auf den Damm des Teiches, den der Bach hier bildete und an den sich die hintere Seite des Hauses lehnte. Mit einem gewandten Sprung stand er draußen und gelangte auf einem Umwege zu dem Pfade, der längs des Wassers hinauf zur Obermühle führte. Dort angelangt, fand er die Tür verschlossen und alles Licht erloschen. Die Eltern, die er sehen wollte, waren schlafen gegangen. Sollte er sie in ihrer Ruhe stören? Nach kurzem Besinnen beschloß er, umzukehren. Er mußte mehrere Tage bleiben und konnte sie also auch morgen aufsuchen.

Langsam schritt er den Weg, welchen er gekommen war, wieder hinab und stand, als er die Niedermühle erreicht hatte, eben im Begriff, seine Kammer aufzusuchen, als er Schritte vernahm, welche sich von vorn dem Hause näherten.

Er blieb lauschend stehen. Es wurde geklopft, und als nach einiger Zeit der Müller aus dem geöffneten Fenster blickte, frug eine Stimme in fremdländischem Accent nach dem Leutnant Jambrieu.

Franz schlich sich näher und versteckte sich hinter einem Haufen Reisholz, der in der Nähe der Tür aufgeschichtet lag. Der Leutnant erschien nach einiger Zeit; aber kaum hatte der späte Gast einige **[391]** Worte zu ihm gesprochen, so faßte er ihn am Arme und zog ihn von der Tür hinweg bis in die nächste

Nähe des unberufenen Lauschers.

Dieser vernahm jedes Wort der hastig geführten Unterhaltung und erhob sich, als die beiden Männer sich mit raschen Schritten entfernt hatten, mit einem tiefen Atemzuge aus seiner gebückten Stellung.

Es währte eine lange Zeit, ehe sie wiederkehrten, aber nicht zu zweien, sondern zu dreien. Sie trugen einen schweren Gegenstand, machten einen möglichst weiten Bogen um die Mühle und verschwanden in dem Gestrüch, das den Teich von drei Seiten umgab. Nach wenigen Minuten knirschte es wie zerbrochenes Eis und es wurde ein kurzes Plätschern hörbar, als werde ein fester Gegenstand in das Wasser gesenkt und fahre, von den haltenden Händen losgelassen, mit kräftigem Schläge zu Boden.

Am nächsten Morgen fand der Müller statt des einen Franzosen, den er gestern aufgenommen, noch zwei, die durch den Leutnant hier ein Obdach gefunden hatten und für einige Tage hier zu bleiben erklärten. Und zu derselben Zeit traf man bei St. Goar auf einen alten Wagen, vor den ein alter Gaul gespannt war, der traurig und hungrig den Kopf zur Erde senkte. Das Geschirr war aus irgend einem Grunde von seinem Führer verlassen worden.

4. Ueberrumpelt

Das Neujahr 1814 war gekommen. Draußen in der Welt bereiteten sich große Dinge vor, und auch in der Niedermühle schien ein Sturm im Anzuge zu **[392]** sein. Es konnte nicht verschwiegen bleiben, daß die Sache Napoleons auf schlimmen Füßen stehe, sämtliche Douaniers hatten Order bekommen, sich marschfertig zu halten, aber der Befehl zum Rückzuge zögerte von Stunde zu Stunde. Der Glaube an die Allmacht des großen Korsen war so stark, daß man an den erlittenen Niederlagen zweifelte und aller Augenblicke den Bericht erwartete, er sei an der Spitze seiner Legionen erschienen und habe den Feind mit einem seiner gewaltigen Schläge für immer zu Boden geworfen.

Die vier Franzosen, die jetzt die Mühle mitbewohnten, waren sehr darüber einig, daß diese Hoffnung in Erfüllung gehen werde, und der eine von ihnen, der Müller war und das Kreuz der Ehrenlegion trug, übertraf sogar den Leutnant an Eifer, für seinen glorreichen Kaiser auch mit der Zunge zu fechten. Er schien ihm auch in anderer Beziehung den Vorrang ablaufen zu wollen, wenigstens bemerkte der eifersüchtige Jambrieu, daß zwischen ihm und Anna trotz seines nichts weniger als ansprechenden Aeußeren eine immer wachsende Zuneigung sich entwickelte, und schon zu wiederholten Malen hatte er daher im Begriff gestanden, sein vermeindlich besseres Recht nunmehr zur Geltung zu bringen.

Der Müller fühlte sich nirgends wohler, als in der Gesellschaft dieser vier Männer, welche den gleichen Abgott mit ihm hatten und – es sich an seinem Tische trefflich schmecken ließen. Je mehr er grad jetzt um seines politischen Bekenntnisses willen von den Nachbarn gemieden wurde, desto fester hielt er **[393]** daran, und die Gerüchte, die über den Vormarsch der Verbündeten im Umlauf waren, machten so wenig Eindruck auf ihn, daß er die Verlobung Annas mit Jambrieu auf den heutigen Abend festgesetzt hatte.

Er hatte erwartet, bei der Tochter den kräftigsten Widerstand zu finden und wunderte sich nicht wenig, als sie sein Machtwort mit der gleichgültigsten Miene hinnahm und die notwendigen wirtschaftlichen Vorbereitungen zu dem Familienfeste ohne besondere Anweisung traf. Er glaubte, sie sei endlich einmal klug geworden; ein Zolloffizier ist ein schwerwiegendes Menschenkind, und wenn eine Müllerstochter ihn zum Manne bekommt, so hat sie von Glück zu sagen.

Es waren für den Abend wenig Gäste geladen; aber der Kreis der Verwandten und Hausgenossen war ein so zahlreicher, daß sich bald eine angeregte Unterhaltung entwickelte, die gegen Mitternacht hin, wo das bindende Verlöbniß stattfinden sollte, in Folge des reichlich genossenen Weines außerordentlich lebhaft wurde.

Nur Jambrieu teilte nicht die frohe Laune der anderen; er bemerkte gar zu wohl die Blicke, die verstohlen zwischen Anna und dem Legionär gewechselt wurden; so gern er diesen in den ersten Tagen gehabt hatte, so wenig konnte er ihn jetzt leiden, und es schwebte von Minute zu Minute ein scharfes Wort auf seinen Lippen, das er nur zurückhielt, weil das schöne Mädchen ihm doch jedenfalls nun sicher war. Er gab sich Mühe, seine Eifersucht zu überwinden und ergriff das gefüllte Glas, um einen **[394]** Toast auf seinen Kaiser auszubringen. Alles stimmte in das „*vive l'empereur!*“ ein, und nur der Legionär bückte sich unter den Tisch, als sei ihm irgend etwas zur Erde gefallen.

Jetzt erhob sich auch der Müller zu einem Toaste. Er spöttelte über die kleinen Feinde Napoleons und forderte auf, die Gläser auf deren baldigen Untergang zu leeren. Alle folgten dieser Weisung, nur der

Legionär blieb, sein Glas zwischen den Fingern drehend, ruhig sitzen.

„He,“ meinte Jambrieu, „bist du an den Stuhl gewachsen? Was soll das heißen, daß du dich gar nicht rührst?“

„Das soll 'eiß, Napoleon sein perdü, Napoleon sein futsch, Napoleon sein kaput, sakt die Kossak,“ antwortete er in seiner gebrochenen Sprache.

Diese Worte brachten ein außerordentliches Aufsehen hervor; eine solche Versündigung an dem gewaltigen Herrscher war unerhört, und Jambrieu machte Miene, sich auf den Verbrecher zu stürzen, als plötzlich die Tür hastig aufgerissen wurde und ein Zollbeamter mit Sack und Pack hereintrat, um dem Leutnant einen verschlossenen Brief zu überreichen.

Jambrieu besah den Umschlag. Das Schreiben kam von seinem Vorgesetzten. Er las es, und tiefe Blässe breitete sich über seine erschrockenen Züge.

„Der Feind ist da“ rief er; „wir müssen fort. Rasch vorwärts in die Berge, bis der Kaiser sie wieder packt und vernichtet!“

Jambrieu eilte zur Tür, prallte aber dort um einige Schritte zurück, denn davor stand die hochaufgerichtete **[395]** Gestalt des Legionärs, der ihm die Pistole entgegen hielt.

„Wart' Si nok ein klein wenik, 'err Leutnant,“ meinte er lächelnd; „Si 'ab' verkeß', mitßunehm' Ihr Braut!“

„Was soll das heißen?“ fragte der vollständig verblüffte Offizier.

„Es soll 'eiß', daß Franzos sein kaput und die 'err Leutnant sein auk kaput!“

„Kaput? Ich?“

„Ouj, kaput, ßerr kaput!“

„Zurück, Schurke; laß deinen dummen Witz! Ich habe keine Zeit, ihn anzuhören.“

„Ah, die 'err Leutnant muß lauf', lauf' über die Berg vor der *coïons*, die freiß' all' Franzos' und all' Douaniers. *Hélas*, die 'err Leutnant muß bleib' in diese *chambre* bis komm' der *coïons*!“

Jambrieu wollte ihn fassen; der Legionär aber stieß ihn zurück, riß die Perücke vom Kopf, den Bart vom Gesicht und warf sein altes Kamisol vom Leibe. Ein Schrei des Schreckens entfuhr der aufgeregten Versammlung, denn statt des verwundeten Franzosen stand Franz vor ihnen, der dem Zolloffizier mit einem raschen Griff den Degen entriß. Er trug eine schwarze, rot vorgestoßene Litewka, von der die goldgelben, halbmondförmigen Achselstücke sich glänzend hervorhoben; das dunkle Lederzeug steckte voller Waffen, und seine ganze Haltung war eine solche, daß keiner der Franzosen sich auf ihn zu werfen wagte, zumal alle seine fürchterliche Uniform nur zu gut kannten: er war ein Lützower.

Indem er den Degen Jambrieus hinter sich an die **[396]** Wand lehnte, zog er eine zweite Pistole hervor. Die Hähne knackten, ein leiser Druck der Finger und die tödlichen Schüsse mußten krachen.

„Kennen Sie mich jetzt, Herr Leutnant?“ fragte er ernst. „Sie wollten einst den Schmuggler fangen, jetzt hat er Sie im Sacke. Und nun paßt auf, ihr Leute: wer nicht sofort tut, was ich befehle, den schieße ich auf der Stelle nieder!“

Man sah es ihm an, daß er ernst machen werde, und als ein kurzes, barsches „Setzt Euch!“ erscholl, suchten alle außer Jambrieu die verlassenen Sitze wieder auf.

„Herr Leutnant, ich schieße. Setzen Sie sich! Eins – zwei – –“

Der eingeschüchterte Offizier wartete die verhängnisvolle „Drei“ nicht ab.

„Aber was wollen Sie denn eigentlich von uns?“ fragte er kleinlaut, indem er sich ruhig auf dem Stuhle niederließ. „Wir werden Ihnen nicht das geringste zu Leide tun, sondern ganz ruhig unseres Weges gehen!“

„Ich habe noch mehreres mit Ihnen zu verhandeln!“ lachte der mutige Lützower. „Zunächst sage ich Ihnen meinen Dank für den Unterricht, den Sie mir über die Stellung der Ihrigen so – so naiv gegeben haben. Ich bin stets des Nachts fortgewesen, um das Vernommene an gehöriger Stelle zur Meldung zu bringen.“

„*Mille tonnerre!*“ fluchte der blamierte Douanier zwischen den Zähnen.

„Ferner muß ich Ihnen dafür danken, daß Sie im Eise des Mühlteiches ein so deutliches Zeichen angebracht **[397]** haben. Ich hätte sonst nicht so leicht die Stelle gefunden, wo der eiserne Kasten von Ihnen versenkt wurde.“

„*Sacré bleu!*“ Der Offizier sprang auf. „Ich muß fort; der Kerl weiß alles! *En avant*, Ihr Leute; schlagt ihn nieder; wir müssen die Kriegskasse retten!“

Er kam nicht weit, der drohende Lauf der Pistole hielt ihn zurück.

„Niedergesetzt!“ erklang es scharf. „Für die Kasse werden bessere Leute sorgen als Sie!“

Des Leutnants Augen blitzten wütend auf, aber er mußte gehorchen, wenn er sein Leben nicht verlieren wollte.

Franz wandte sich jetzt zum Niedermüller.

„Jetzt kommt an Euch die Reihe! In wenigen Minuten ist Euer Haus von den siegreichen *coïons* besetzt. Wißt Ihr, wie Ihr stets von Ihnen gesprochen und was Ihr ihnen erst vorhin noch gewünscht habt?“

Der Müller erbleichte; er vermochte nicht zu antworten.

„Euer Schicksal hängt von Eurem gegenwärtigen Verhalten ab. Ich habe keine Zeit zu langen Reden. Antwortet mir also kurz und bündig: Ist Eure Tochter noch frei?“

„Ja,“ erwiderte er zitternd und zögernd.

„Ihr habt Euch auf eine Verlobung eingerichtet. Der Herr Leutnant wird entsagen müssen. Anna, komm her!“

Das Mädchen, das angstvoll Zeugin des ganzen [398] Vorganges gewesen war, trat zu ihm. Er faßte ihre kleine, bebende Hand.

„Herr Niedermüller, Ihr wißt, daß wir beide uns lieb haben. Gebt mir die Anna zur Frau!“

Der Müller schwieg.

„Antwortet! Ja oder Nein?“

Der Gefragte blickte ratlos im Kreise umher. Da erklang lautes Pferdegetrappel und ein lauter Kommandoruf vom Hofe herauf in die Stube; die Haustür wurde aufgerissen, und fragende Stimmen ließen sich hören.

„Nun! Macht schnell, die *coïons* sind da!“

„Ich - habe - - nichts dawider!“ lautete die seufzende Antwort, während Jambrieu mit einer Armbewegung Einspruch erhob und aufsprang. Franz zog das Mädchen an sich und drückte einen schallenden Kuß auf ihre Lippen.

„So ist's recht,“ erklang es da hinter ihm; „nur drauf, wer Glück und Sieg begehrt!“

Es war ein Greis, der diese Worte sprach. Er mochte seine siebzig Jahre zählen, aber seine Haltung war noch ungemein rüstig. Ein langer Mantel fiel von seinen Schultern, eine leichte Feldmütze bedeckte den graubehaarten Kopf; der dichte, weiße Schnurrbart stand ihm gar grimmig zu Gesichte, und wie er so dastand, die Linke am Degengriff, in der Rechten die kurze, qualmende Pfeife, und mit dem großen, scharfen Auge die Versammlung überflog, da hätte es wohl keiner gewagt, ein Wort zu sprechen, ohne von ihm gefragt zu sein. Er hatte die Lage sofort vollständig begriffen.

[399] „Aha, eine Verlobung auf dem Degenknopf! Oder nicht?“

„Zu Befehl, Excellenz, ja!“ antwortete Franz mit grüßender Handbewegung.

„Wünsche viel Glück! Der Alte dort wird Wort halten müssen!“ Und auf Jambrieu deutend, fuhr er fort: „Ist das der Zöllner, dem wir deine Nachrichten verdanken, mein Sohn?“

„Zu Befehl, ja!“

„Er wird uns die Moneten lassen müssen! Wo stecken sie?“

„Im Teich, Excellenz.“

„*Fi donc*,“ lachte der alte Feldmarschall, der vor kaum einer Viertelstunde bei Caub über den Rhein gegangen war. „Die Napoleons im kalten Wasser! Wir müssen sie erretten; zeig uns den Ort, mein Sohn!“

Er kniff Anna freundlich in die Wange und schritt hinaus; ein Wink an die Draußenstehenden genügte, die in der Stube befindlichen Personen unter sichere Wache zu bringen. Franz folgte ihm und nahm unten im Hof eine Hacke zur Hand.

Eine Schar Lützwower hielt vor dem Hause. Die berühmten Freischärler hatten den Rheinübergang eröffnet und waren von Blücher zur Begleitung nach der Mühle befohlen worden. Die Offiziere schlossen sich dem Feldherrn an. Beim Teiche angekommen, deutete Franz auf eine tiefe und hartüberfrorene Stelle, die unweit des Ufers lag.

„Hier ist's, Excellenz! Sie haben den Kasten an Stricken befestigt, deren Enden so im Eise anbrachten, daß sie mit eingefroren sind.“

[400] „Schön; so haben wir leichte Arbeit. Hack zu; ich habe nicht viel Zeit!“

Mit wenigen Schlägen war die Scholle herausgehauen; die Stricke wurden gefaßt, und bald lag der Kasten am trockenen Ufer des Teiches.

„Uebernehmen Sie die Schatulle, Horwitz,“ wandte sich Blücher an einen der Offiziere. „Und berichten Sie

mir am Morgen über ihren Inhalt. Die Douaniers werden sofort mitgenommenen! – Du aber, mein Sohn, hast zwei volle Tage Urlaub. Ich werde dafür sorgen, daß deine Verdienste nicht vergessen werden!“

Nach wenigen Minuten ertönte wieder lautes Pferdegetrappel, und bald lag die Niedermühle einsam wie zuvor im nächtlich dunklen Tale. In der Stube aber, wo der Feldmarschall die Küssenden überrascht hatte, ging es noch lange Zeit munter und lebendig her. Obermüllers waren geholt worden; Franz saß jetzt an der Seite Annas auf demselben Stuhle, der vorhin den Zollleutnant getragen hatte; Toast auf Toast erklang, und als der Niedermüller, der vor dem jungen Manne eine ganz gehörige Achtung bekommen hatte, den seinigen ausbrachte, klang es ganz anders wie kurz zuvor und hatte nicht den großen Napoleon zum Gegenstand, sondern verherrlichte den wackeren, alten „Marschall Vorwärts“.

[[401]]

Karl Peters und seine weltpolitische Bedeutung

Von Dr. Paul Leutwein



©

Ein Karpathenabenteurer

Von Dr. Karl Hans Strobl

Am späten Abend kam ich nach einer wilden Wanderung in den weißen Karpathen, in ein Dorf am Rand Europas. Hier begann wieder unsere Zeit und unsere Welt mit einem Schienenstrang, auf dem sie mit Gefauche und Gestank von schwarzen Rauchwolken heran- und vorbeikam, nicht oft am Tage freilich und gar nicht bei Nacht, aber doch als eine Möglichkeit von Rettung und Heimkehr, die man wohlthuend in der Seele spürte.

Es war spät, wie gesagt, denn alle Wege waren länger als berechnet und manche waren überhaupt nicht vorhanden gewesen und nach vielem Herumschlagen mit einem boshaften Buschwerk, das eine Sammlung sämtlicher botanischer Tücken zu sein schien, hatte mich noch zuletzt ein endloses Stück Landstraße von oben bis unten mit weißen Staub eingepudert.

Das Dorf lag dunkel, ich war müde wie ein Zughund, es begann leise zu regnen, mit der gewissen sanften Eindringlichkeit und Frömmigkeit, die auf eine lange Dauer schließen lassen. An einem Brunnen knarrten noch zwei Bauernmädchen mit dem Schwengel und klapperten mit Tränkeimern. Das Wirtshaus? Sie wiesen die Straße hinab, irgendwohin **[438]** in die Dunkelheit. Lichtlos lagen die Häuserreihen links und rechts, der Geruch angefeuchteten Staubes wurde immer durchdringender, es roch wie in einer Bäckerei, wo die jahrelang ungereinigten Schrankbretter endlich mit einem nassen Lappen abgewischt werden. Von einem Wirtshaus ist Licht und ein gedämpftes Stimmengemurmel zu erwarten, dachte ich, und daran würde es zu erkennen sein. Aber als ich lange genug gewandert war, ohne diese Anzeichen wahrgenommen zu haben, wurde ich unsicher, Gott mochte wissen, was für ein verdammtes und verwünschtes Wirtshaus das war, das sich nicht melden wollte. Ein Bursch lehnte an einem Baum, der wartete wohl seine Besuchszeit bei einer Magd ab, er, vielleicht der letzte und einzige, der vom Krieg noch nicht aus dem Dorf geholt war.

Das Wirtshaus? Ja, an dem war ich schon vorbei, dort weiter oben, gleich bei der Brücke. Und mit dem Uebernachten? Der Wirt war im Krieg, nur zwei Weiber im Haus, die sperrten, wenn es dunkel wurde. Ich konnte es ja versuchen; wenn es nicht ginge, dann konnte ich mir vielleicht vom Gemeindevorsteher eine Anweisung auf eine Herberge im Gemeindevirtshaus geben lassen.

Ingrimmig, mit keimenden Wutgefühlen, trottete ich zurück. Die Brücke: ein Steg über eine rieselnde Dunkelheit. Das Wirtshaus: ein Klumpen Finsternis. Aber, mit dem Ohr an der geschlossenen Tür, hörte ich im Innern noch ein Geraschel, letzte Taggeräusche, Aufräumen vor dem Schlafengehen. Eine Saat von Hoffnungen keimte jäh, mein Knöchel schlug sanftmütig bittend an, man soll **[439]** nachts zwei einsame Weiblein nicht erschrecken, wenn man Unterkunft finden will. Mein Klopfen ließ die Geräusche drinnen verstummen, ein Gebrumm verlor sich im Hintergrunde, und in meiner Angst, daß diese letzten Pulsschläge von Leben gänzlich verebben könnten, forderte mein Knöchel dringender, daß man mich höre. Daraufhin tappte etwas näher heran, meine indianerhaft geschärften Sinne hörten das Anstreifen von Kleidern an Gegenständen, dann traf mich die mürrische Frage, was ich wolle.

Ich raffte meine ganze Liebenswürdigkeit zusammen, legte allen Wohlklang in die Stimme, alle Biederkeit und die Ehrlichkeit und Unverfänglichkeit meiner Absichten: ob ich nicht übernachten könnte?

„Das is nix zum Uebernachten!“ Ich hatte umsonst alle Reize meiner verdorrten, spröden Stimmbänder aufgeboden, die Antwort kam mit Borsten und Giftdrüsen, wie eine große, häßliche Raupe, die Schritte wichen von mir in wohlbehütete Ungastlichkeit zurück. Mein Zeigefinger verlor die bescheidene Krümmung, ballte sich mit den Brüdern zur Faust, die mir von Zorn schwer wurde, und einen Augenblick war es mir, als müßte nun Dreinhauen und Einbrechen drankommen. Donnernd krachte eine Ladung von Flüchen herab, und ich sah sie vor mir, sie waren schwarz, kantig und schwer, wie große Kohlenstücke, die sich über eine Rutschbahn herabstürzen; sie kamen aus irgend einem Oberstock meines Bewußtseins, polterten und sprangen mit großen Sätzen durch mich hindurch und verrollten irgend wo im Dunkeln und Bodenlosen.

[440] Ein Lichtstrahl traf mich und lenkte mich aus der Ohnmacht meines Tobens ab. Er kam aus einem schmalen Türspalt, aus dem letzten, noch offenen Schlitz eines Hauses, das ein paar Schritte weiter oben am Berghang stand. Dort war, wie mir der Bursch unter dem Baum gesagt hatte, der Gemeindevorsteher wohnhaft, Bäcker und Obrigkeit dazu, dort fiel die Entscheidung über diese Nacht. Ich drang in den Laden, der eben geschlossen werden sollte, schwang meinen Paß, so daß man sehen konnte, daß ich kein

entsprungener Kriegsgefangener sei und versuchte, Mitleid mit dem Widerspruch zwischen meiner Bedeutung und meiner Lage zu erregen. Der Gemeindevorsteher hielt den Paß eine Weile in seinen schwammigen Bäckerhänden, starrte unter borstigen, roten Brauen mit verschlafenen Augen auf die vielen Siegel und amtlichen Unterschriften, verwunderte sich nicht weiter und ohne meinen akademischen Grad noch die anderen bürgerlichen Gewährleistungen meiner Person zu würdigen, holte er einen Zettel aus dem blauen Umschlag eines Schulheftes. Das war eine Anweisung auf eine Nachtherberge im Gemeindegewirtshaus, ich war zum obdachlosen Wanderburschen, zum Gesellen auf der Walz herabgesunken.

Nie zuvor und nie nachher hat mir eine amtliche Ausfertigung größere Dankbarkeit eingeflößt. Gehören wir nicht trotz allem in einen Rechtsstaat, der für seine Untertanen immer sorgt und für alle äußersten Fälle letzte Aus- und Unterkünfte bereit hält, selbst hier am Rand der weißen Karpathen, an der Grenze zwischen Ungarn und Mähren? Vorwärts! **[441]** Ich umkrampfte die schmierige Kostbarkeit, schob den Hang hinab, über den Steg und klopfte an dem Haus gegenüber, das mir der Gemeindevorsteher gewiesen hatte.

Das Haus lag in ebenso tiefem Schlaf wie seine Nachbarn links und rechts weit und breit in die Nacht hinein. Der Regen hielt, was er versprochen hatte, auf meinem bloßen Kopf, im kurzgeschnittenen Haar rührte er den Staub zu einer Art Mörtel an, der mir langsam über die Schläfen hinabzurutschen begann. Mein Gott, es war mir nicht um ein schönes Aus- und Ansehen zu tun, ich war gänzlich und entschieden auf die einfachsten Lebensstatsachen gestellt: auf das Bedürfnis nach Trinken und Schlafen. Mochte der Gemeindevorsteher immerhin meine Verkleidung nicht durchschaut haben, ich hatte seine Anweisung und den Anspruch auf eine Nachtherberge – also, bitte machen Sie auf. Ich will aber nicht wie ein Landsknecht oder ein Kosak daherkommen, dachte ich, ich will mit Geduld und Ausdauer klopfen, sie sollen sehen, daß ein gebildeter und bescheidener Mensch Einlaß verlangt, man kann die Leute auch wirklich nicht mitten in der Nacht aus dem Schlaf donnern.

Aber Geduld und Ausdauer sind sehr fadenscheinige Tugenden nach einem vierzehnstündigen Marsch durch die Wildnis. Und schon dämmerte auf der einen Seite wieder die blauschwarze Gewitterwand der Gewalttat, während auf der anderen ihr Gegensatz sich auftat, eine Art Nirwana, ein Loch, in dem die Ergebung darinsäß, der Verzichtsgedanke an den Bahnhof, wo man ja schließlich irgendwie **[442]** vielleicht übernachten konnte; dann jedoch besann ich mich, daß dieses Dorf bloß eine Haltestelle besaß, und ich kenne die Haltestellen an diesem Randgebiet Europas: sie bestehen aus einem Pfahl und einer Tafel und das ist ein bißchen wenig für eine Regennacht. Wie einem so allerlei Tröstliches durch den Kopf wandert, kam auch der kategorische Imperativ anspaziert, das eiserne Muß: ja, und wie geht's denen im Feld und wie ist's dir selber an den Fronten ergangen? Leg dich soldatisch und spartanisch in den Wald. Ja, aber Herrschaften, hier ist doch nicht Feld und Front, sondern Hinterland und ein Dach sollte man doch wenigstens von ihm verlangen dürfen, oder nicht, was? Ich denke doch! Abgehärtet bin ich genug. Jawohl! Kurz und schlimm, inzwischen war der Mörtel auf meinem Kopf erheblich dünnflüssiger geworden, er rann mir zutunlich hinten und vorne den Hals hinab und auch in Augenbrauen und Bart begann sich dieselbe Mischung von Wasser und Staub zurechtzumachen.

Plötzlich erschien hinter der schmutzblinden Fensterscheibe vor mir, auf einem Hintergrund von Finsternis ein geisterhafter Kopf, in solcher Tiefe, wie das Gesicht eines Ertrunkenen, der unter der Oberfläche des Wassers langsam dahintreibt. Ich hob meinen Zettel und begann sogleich mit aller Kraft meine Beschwörung. Der Kopf sank unter und ich sammelte schon meine Kräfte zu einem Sprung durch das Fenster, als auf dem Grund des dunklen Gewässers ein Licht aufging, ein armseliges Gefunzel und Geflimmer, aber ein Licht, gelobt sei Gott. Dann schwand das Licht, die Türe neben dem Fenster **[443]** knarrte mit einem Flügel auf, der lang und schmal wie ein Sargbrett war, man ließ mich ein.

Wir betrachteten einander: Gastfreund und Gast. Der Gastfreund bestand im unteren Teil aus einem roten Flanellrock, im oberen aus einer gewürfelten Barchentjacke, unter dem Flanellrock kamen zwei aschgraue Stöcke hervor, die umgebogen waren, um an den Haken zerlumpte Pantoffeln tragen zu können; am entgegengesetzten Ende hob sich aus der Barchentjacke ein Kopf mit der Haut eines Erdapfels und einem turbanförmig umgewundenen Tuch. Ich schloß aus einigen dieser Anzeichen, daß ich es mit einem Weib zu tun hatte, mit einem Weib freilich, bar jeden Reizes, außer dem, daß es über ein Nachtlager verfügte.

„Der Gemeindevorsteher schickt mich,“ sagte ich voll Zuversicht auf die Obrigkeit. „Ich bin vierzehn Stunden gelaufen, es regnet draußen...“ War ich nicht wirklich bedauernswert, meine Stimme hatte das Tremolo und Schmalz armer Handwerksburschen.

Sie war ein Weib, mein Jammer griff ihr ans Herz. „Ja, aber in den Betten schlafen die Kinder.“

„Ich bin im Krieg gewesen, ich schlafe auf dem Boden oder auf einem Tisch.“ Dabei sah ich mich um. Es war kein Wirtszimmer, wie ich erwartet hatte, sondern ein Kramladen mit leeren Wandgestellen, mit leeren Schwingen, mit leeren zusammengeknüllten Fetzen von Säcken. Von allen Ecken gähnte dieselbe fürchterliche Leere, die halb heraushängenden Schubfächer schienen zu kraftlos, an ihren Platz zurückzukehren, die Schränke röchelten [444] mit offenen Mälern, es war ein höhnisches, niederträchtiges Nichts, das sich da allenthalben breit machte, und eine Wage, die dastand, eine grüngestrichene große Dezimalwage mit eisernen Gewichten, was wollte die eigentlich? Der Boden aber war eine Hügelandschaft von angetretenem Schmutz, von Lehm, Strohhalmen und Hühnerdreck, und der langgestreckte Ladentisch gab ihm darin nichts nach; als habe man einen Streifen dieses Bodens losgeschnitten und ihn über die Platte gespannt.

„Ist das das Gemeindegewirtshaus?“ fragte ich zwischen Furcht, Hoffnung, Grauen und Verzweiflung in einer wahrhaft tragischen Verworrenheit der Gefühle.

„Das Wirtshaus ist drüben, hier ist die Wohnung und der Laden. Aber wir haben nichts mehr zu verkaufen.“

„Kann ich nicht einen Arm voll Stroh haben?“

„Stroh? Nein. Aber Ihr könnt in der Küche schlafen.“

Diese Küche lag neben dem Laden, ich will nicht sagen, wonach sie roch, und ich könnte es auch nicht, denn alle Gerüche der letzten sieben Jahre schienen ihren Bodensatz zwischen den Wänden und hinter den niemals geöffneten Fenstern zurückgelassen zu haben; und all dieses Angebrannte, Sauere, Fette, Angestochene, Verdorbene, mit samt dem, was menschliches Verdauungsvermögen daraus zu machen pflegt, war in dicken, zähen Schichten über alle Dinge geschmiert, wie eine Salbe oder ein Schleim, und duftete nach Magengrund und Verwesung [445] in die Düsternis. Auf dem Herd lag eine schwarz und gelb gefleckte Katze in einem Durcheinander von Töpfen und Schüsseln, die mit allerlei Unsagbarem gefüllt waren. Ganz hinten, wo das Geblinzel der Kerze nurmehr ganz matt gegen das Dunkel abdrang, stand ein Bett und darin war ein nicht weiter auflösbares Gebausch und Gekröpfe von einem – Gott behüte! – Polster- und Federwerk. Es glich dem abgezogenen Balg eines großen schmutzigen Vogels, den man in den Winkel geschmissen hat.

„Dort schlafe ich,“ sagte die Frau, indem sie auf einen Haufen Lumpen neben dem Herd zeigte, „und hier könnt Ihr schlafen.“

„Hier“ war der Küchentisch und wahrhaftig, neben Herd, Vogelbalg und Lumpenhaufen war kein anderer Platz mehr in diesem Prachtstück von Schlafgelegenheit.

Im Uebrigen war die Frau rührend. Sie holte von irgend woher, vielleicht aus dem Salon nebenan – es lag irgendetwas dergleichen nach vorneheraus – eine Tischdecke und ein Umhängetuch. Die Tischdecke mochte aus besseren Zeiten stammen, sie war ein ganzes Firmament von gehäkelten Sternen, dicht beieinander wie in der Milchstraße und mit phantasievollen Blumenlippenwülsten dazwischen. Als sie zum Leintuchersatz über den Küchentisch gebreitet war, hatte meine Haut vom bloßen Ansehen schon den lebhaften Eindruck davon, wie schön sich morgen die Sternenmuster auf ihr ausnehmen würden. Es sie zu schade um diese schöne Decke, meinte ich, und ich begnüge mich mit dem [446] Umhängetuch als Unterlage und meinem eigenen Mantel als Oberschicht, denn ein rauher Kriegsmann ...

Ob ich ein Müller sei, fragte sie.

Nein, ich sei kein Müller, warum?

Sie habe geglaubt, ich sei ein Müller, weil ich so weiß bestaubt sei. Das sei der Straßenstaub, erklärte ich, jetzt sei er ja gelöscht, aber er habe mir gehörig um die Beine gequalmt.

Aber wie sie zuerst aus dem Fenster gesehen habe, habe sie geglaubt, ich müsse ein Müller sein.

Hierauf holte sie eine Bierflasche. Es war im zweiten Kriegsjahr und sie hatte noch eine Flasche Bier, über der Straße, drüben im eigentlichen Gemeindegewirtshaus. Sie zog den roten Flanellkittel über den Kopf und trabte dienstwillig durch den Regen hinüber. Soll ich sagen, was zum Vorschein kam, als sie den Flanellrock hochnahm? Es sah aus, wie ein Gemälde des Chaos, grau in grau, eine Darstellung der Zeit, ehe Gott Licht und Finsternis von einander schied.

Es reichte mit starren Falten bis etwas unter die Knie und ich dachte, wenn sie es etwa – Gott behüte – auszöge und hinstellte, so müßte es ganz von selber stehen.

Sie kam zurück, öffnete den Patentverschluß der Bierflasche, und wischte sich mit dem Handrücken ein

paar Regentropfen aus dem Gesicht. Während ich den Trank, der wie gegorener Lebensüberdruß schmeckte, mannhaft auf meine ausgebrannte Kehle goß und mir mit einem Stück Brot und Wurst aus den Tiefen meines Rucksackes über weitere Unannehmlichkeiten [447] hinweghalf, faltete sie die Hände über den wieder rot verhüllten Bauch und sah mit hochachtungsvoll zu. Sie schien merkwürdiges in mir zu ahnen.

Wenn ich also kein Müller sei, was ich denn dann sei?

Ja also: derzeit Kriegsberichterstatter, sonst Schriftsteller. Aha! Man erkläre einem Steinzeitweib, was ein Kriegsberichterstatter und ein Schriftsteller ist! Also, in Gottes Namen – ein Doktor. Jetzt kam ich mir vor, wie Zeus, wenn er durch die Menschenhülle den Olymp hindurchschimmern läßt, oder zum mindesten wie Kaiser Josef, wenn er den Mantel abwirft und der große Ordensstern kommt zum Vorschein.

Das Weib wich zurück, die Augen gingen ihr auf, die Unterlippe fiel ihr unbeherrscht herab, sie war erdrückt durch die Fülle des Glanzes, der nun auf einmal in ihrer Hütte ausgebrochen war. Ich blieb unverändert, liebeich und bescheiden, wie alle wahrhaft großen Männer, auch wenn sie erkannt sind. Ich hatte nicht einmal den Wunsch, mein blendendes Licht lange zu genießen; im Gegenteil, ich wollte schlafen, und da ich morgen noch vor Tagesdämmern zum Zug mußte, wollte ich sogleich zahlen.

Sie nannte zögernd und eingeschüchtert den Preis für die Flasche Bier. Es war im zweiten Kriegsjahr und ein unwahrscheinlich geringer Preis. Und das Nachtlager? Dafür wollte sie aber keinen Preis nennen, sie mochte denken, die Ehre sei auch eine Art Bezahlung. Mit drei Kronen überzahlte ich das Bier weitaus und übertraf alles Ausdenkbare [448] so, daß sie das Geld lange auf der flachen Hand hielt und mich fast mißtrauisch ansah, als habe ich eine Art Prüfung oder Zauberkunststück damit vor. Endlich begriff sie den Vorgang als Wirklichkeit, stammelte Dank und barg das Geld in Flanellfalten.

Ich hatte mich auf den Tisch hinaufgezogen und mein Gebein samt Fleischhülle auf dem harten Geviert angeordnet, so wie es mir am zweckmäßigsten dünkte. Meinen Rock hatte ich zusammengelegt und zum Kopfkissen ernannt, den Mantel zog ich mir bis zur Hüfte, nun war ich so weit, daß ich das Weib bitten konnte, sie möge das Licht verlöschen.

In dem Augenblick aber, als Nacht und Müdigkeit schon sachte meine Sinne zu vermischen begannen, als die Frau die Hand nach der Kerze ausstreckte, geschah etwas vollkommen Unerwartetes. Hinter meinem Kopf erhob sich plötzlich ein Schnaufen und ein Grunzen, es orgelte wie aus einer mit rauhen Borsten bewachsenen Kehle, es piff von einem ganzen Dudelsack höllischer Geräusche. Ich stützte mich auf den Arm und wandte mich um.

Der graue Bettschlamm im Hintergrund war in Bewegung gekommen, warf Blasen und Beulen, hob sich in quellenden Stößen und ein Kopf tauchte aus ihm hervor, wie der eines verschlafenen Nilpferdes, mit zwinkernden, tückischen Augen und einem großen, tiefenden, wulstigen Maul und breiten Nasenlöchern mit Innenansicht. Und wenn das kein Nilpferd war, dann war es ein Urmensch, ein Pithekanthropos, ein Troglodyt, ein verwünschtes Ungetüm.

„Wa – was ist das für ein Kerl?“ fragte das [449] Ungetüm, und der Kubikmeter Luft, den wir gemeinsam hatten, war sogleich von einem Strom säuerlichen Fuselgeruches angefüllt.

„Sei still!“ sagte das Weib, ängstlich, wie eine in ein Geheimnis Eingeweihte, die einen Ahnungslosen von einem gefährlichen Unsinn zurückhalten muß. „Sei still!“

Aber der Nilpferdrausch des Ungetüms war von der unangenehmen Sorte, die keinen Widerspruch verträgt. „Was still? Ich soll still sein?“ Er wickelte sich weiter aus dem Schlambett hervor, zeigte zwei Pranken und eine haarige Brust. Seine Schweinsäuglein glommen in einem raschen alkoholischen Haß: „Wer der Kerl ist, frag ich?“

„Der Bürgermeister hat ihn geschickt. Er hat einen Zettel vom Bürgermeister.“

„Was? Der Bürgermeister? Hat der Bürgermeister jemanden zu schicken? Was geht mich der Bürgermeister und sein Zettel an? Gibt mir der Bürgermeister was zum Leben? Ich pfeif auf den Bürgermeister mitsamt seinem Zettel, er soll die Haderlumpen bei sich übernachten lassen, der Bürgermeister ... weißt du was? Ich pfeif auf ihn, er kann mich überhaupt gern haben.“ Ach, du lieber Himmel, das war ein Anarchist, ein Umstürzler und Empörer, der mit der bestehenden Ordnung unzufrieden war; und nie glaubt jemand an die bestehende Ordnung fester, als wenn er sie aus irgend einem Grund braucht, wie ich jetzt. Das arme Weib aber stand zwischen den Gewalten, zwischen mir, hinter dem sie den ganzen Umkreis der großen Welt ehfürchtig zu ahnen begonnen hatte und [450] ihrem troglodytischen Nilpferd, das sich aus seinem Lager wickelte, um sich gegen alles das aufzulehnen.

„Er ist kein Haderlump, er ist ein Herr!“ sagte sie.

Sie verteidigte mich schlecht. „Ein Herr!“ brüllte der Urmensch und schnob Fuseldünste durch Nase und Rachen. „Ich pfeife auf alle Herren! Geben dir die Herren war zu fressen, du Luder?“

Er ging nicht fein mit ihr um, er behandelte sie wahrhaftig recht steinzeitlich. Sie steigerte ihre Verteidigung. „Red' nicht so. Er ist ein Doktor!“

Aber, weiß Gott, auch das übte keine Wirkung auf das Ungetüm, er schien bloß in seine verschlammte Innenwelt noch ein Geträufel von Gift zu empfangen, daß der Rumor von Galle und Gestank noch ärger wurde. Es gab ihm einen Ruck und Schwung, als sei ihm inwendig eine große Blase geplatzt, mit gleichen Beinen sprang er aus seinem Lager, und was für Beine waren das, du meine Güte, was für nilpferdmäßige Strümpfe mit hornigen, verkrümmten, mit Beulen besetzten und nach allen Richtungen durch- und übereinander gebogenen Zehen. Die blaugrauen Unterhosen waren über den Knöcheln zugebunden und ich dankte Gott dafür.

Er war also aus dem Bett gesprungen und fuchtelte mit den Händen seinem Weib vor dem Gesicht. „Du Bestie! Du Luder! Du Kanaille! Ein Doktor? Ein Schmarrndoktor! Den Karl hast du dir mitgebracht. Einen Liebhaber brauchst du, du Luder! Bin ich dir nicht genug? Was? Da hast du deinen Doktor!“ Und plötzlich pflanzte er dem Weib die geballte Faust mitten ins Gesicht, daß man die **[451]** Zähne krachen hörte. Und man merkte dabei die vortreffliche Uebung, die er besaß, und die Zielsicherheit dieser Tatze. Das Weib muckte nicht, holte einmal Atem, schluckte zweimal und dann kam ihr Gesicht wieder langsam in seine Form, die es für eine halbe Minute verloren hatte. Wie eine Sülze oder Gallertmasse sich über dem Eindruck einer Hand schließt und ausgleicht, so richtete sich ihre Nase wieder auf und ihr für eine Weile windschief gewesener Mund rückte wieder an seinen Platz.

Meine Lage war keineswegs angenehm. Ich wurde weder als Zeus noch als Kaiser Josef geachtet, und dieser Wüterich, der vor nichts Göttlichem und Menschlichem Achtung zu haben schien, mußte mir, wenn er sein Weib massakriert hatte, unfehlbar an den Leib rücken. Dabei war er mir insoweit überlegen, als er mit seinen hornigen krummen Tatzen fest auf dem Boden stand, während ich, in einer zur Verteidigung wenig günstigen Lage auf dem Küchentisch hingestreckt war, als sei ich bereits meine eigene Grabfigur, die man nach etruskischer Mode auf meinem Sarkophag angebracht habe. Dessenungeachtet konnte ich es doch nicht angehen lassen, daß hier das Weib von diesem betrunkenen Untier mißhandelt wurde. Ohne weiter zu bedenken, ob ritterliche Gefühle hier am Platze seien, zog ich die Beine an mich, bereitete mich zum Sprung und brüllte: „Was ist denn das? Werdet Ihr Euch sofort anständig benehmen!“

Was jetzt geschah, kommt sonst nur noch in afrikanischen Jagdgeschichten vor, wo erzählt wird, wie sich die Nilpferde betragen, wenn sie den einen **[452]** Jäger angenommen haben, und der andere brennt ihnen von hinten eines auf die Haut. Der Mann fuhr herum und schäumte mir plötzlich dicht vor dem Gesicht, die Augen funkelten ihm vor Bosheit, seine Tatzen hoben sich gegen mich. Es sah aus, als würden wir uns im nächsten Augenblick verbissen in der Küche herumkugeln; aber da spielte das Weib ihre letzte Karte aus, den Trumpf, den sie wohl am liebsten für sich behalten hätte, sie warf ihn hin, um im letzten Augenblick das äußerste abzuwenden, die Gefahr zu beschwören, die darin lag, daß Ordnung und Ansehen mit Unordnung und Gewalt ins Raufen kam. Sie stellte sich ganz auf meine Seite, ich fühlte es, opferte etwas von sich, um mich zu retten oder vielleicht diese Ahnung von anderen, saubereren, sanfteren Zuständen, die sie mit mir verknüpfte.

„Er hat doch eine Flasche Bier getrunken und bezahlt,“ sagte sie, „und er hat auch schon das Nachtlager bezahlt, zwei Kronen, no!“ Sie zog die Note aus den Flanellfalten und hielt sie dem Mann hin. Zwei Kronen sagte sie und zeigte sie, diese Steinzeitdalila, diese verräterische Einfalt; die dritte Krone lag so im ganz und gar Unwahrscheinlichen, daß sie verhohlen bleiben konnte. Wir beiden waren verschworen, dadurch daß ich schwieg, wir beide, sie und ich, gegen den dritten, gegen ihren Mann, das alte Spiel, ganz oben und ganz unten an den Grenzen der Menschheit, in Ewigkeit, Amen.

Der Mann hatte ihr die Note aus der Hand gerissen und besah sie genau. Ja, da war alles richtig, eine Zweikronennote, mit den beiden süßen **[453]** Komtesserlgesichtern und allen den vielen Witzen, die man darüber machen kann. Ich sah, wie dieser Anblick seine Wildheit sänftigte; welche Dummheit, zu sagen, das Geld verderbe den Charakter und habe überhaupt allerlei auf dem Gewissen. Das Geld macht – vorausgesetzt, daß man es hat – den Menschen gut und umgänglich. Ich sah es an meinem Fall, ich sah, wie die urmenschliche Gewalttätigkeit in dem Mann wieder in die finsternen Löcher und Seelenwinkel wich,

aus denen sie hervorgebrochen war, die ganze Welle von Vorgeschichtlichkeit ebte zurück; er schloß: ich konnte zahlen, also war ich ein anständiger Mensch.

An Stelle der beschworenen Wut trat sofort eine klebrige Art von anmaßlicher Gesprächigkeit. Nun wollte er hören, wer ich sei und wie ich hierher komme, und fragte immer weiter, bis nach Brünn hinein, wo er einen Onkel hatte. Dieser Onkel schien für den weiteren Verlauf der Nacht verhängnisvoll werden zu sollen. Denn es stellte sich heraus, daß dieser Onkel einen Bierkeller besaß, und daß ich diesen Bierkeller kannte. Ach, wie gut kannte ich ihn, diesen Bierkeller, man stieg einige Stufen hinab, die von Speichel und Schmutz schlüpfrig waren, und konnte sich, ein halbes Stockwerk unter dem Straßenpflaster, in einer schmierigen Gemütlichkeit breitmachen. Mein täglicher Weg hatte an ihm vorübergeführt; des morgens, wenn ich mit reingewaschenen Gehirnwindungen, voll von guten Vorsätzen und von Arbeitswillen vorüberkam, duftete es aus dem offenen Kellerhals nach einem unsagbar grauenhaften Frühstücksgulasch und nach **[454]** Bierresten, und wenn ich mittags und abends einen Blick hineinwarf, sah ich in der halben Dämmerung die Grundwesen dieses Kellers hocken, große, plumpe, gedunsene Menschenkröten, schwerfällige Nickelmänner mit Glotzaugen, voll von Gift und schlechter Luft. Gewiß, dieser Bierkeller lag auf den absteigenden Lebensläufen seiner Gäste. Der Mann aber freute sich unbändig, daß ich dieses Loch kannte, ich erschien ihm dadurch irgendwie beglaubigt und näher an ihn herangerückt, er hob die Gulaschhöhle gleichsam als das Gemeinschaftliche unserer beiderseitigen Daseinsformen heraus und stand auf ihrem Boden triumphierend und kameradschaftlich neben mir. Herrgott, ich wehrte mich ja, aber seine alkoholische Beredsamkeit wurde immer sprudelnder. Nun sollte ich auch seine übrigen Freundschaften kennen, eine lange Reihe von Gästen jenes Kellers mit einem Polizeimann als Aufputz und Gipfel mitten darin. Es war ein höchst verworrenes Gerede, ein Gemengsel von halben Sätzen, Spucken und einem blödsinnigen Trinkergelächter, das wichtiguerische und selbstzufriedene Lallen eines Despoten, der jeden Widerspruch mit der Faust abzutun gewohnt ist. Während er von seinen persönlichen Bekannten und Erinnerungen auf allgemeine Ansichten über Krieg, Politik und Religion überging, betrachtete ich eine seltsame und rührende Erscheinung. Unter dem Gewühl des Bettzeuges, aus dem sich der Mann herausgewickelt hatte, war ein Bein zum Vorschein gekommen, das Bein eines Kindes, das offenbar mit dem Nilpferd zusammen in einem Lager schlief. Ein schlankes Kinderbein, **[455]** von zarter Bildung, ein nacktes Bein, das sich freigestrampelt hatte und nun, während der übrige Körper unter einem Gebirge von schmutzigen Polstern verborgen lag, mit leise, traumhaft zuckenden Zehen ein Gefühl von Unschuld und Güte der Schöpfung loslöste. Schmerzlich zu denken, sagte ich mir, daß daraus, aus diesem Kind durch das Leben das Paradies ausgetrieben werden wird, daß der Sündenfall nicht einmal bloß stattgefunden hat, sondern in jedem Dasein anstelle der Träume und der Schönheit die Last und die Schuld tritt, bis daraus ein solches verkrümmtes, geplagtes Arbeitstier geworden ist, wie diese Frau, oder so etwas wie dieser Mann.

Im übrigen war ich unfähig, diesen Problemen länger nachzusinnen, ein Gähnkrampf zersprengte mir die Kiefern. Wir wollen schlafen gehen, meinte ich. Aber der Mensch schien der Meinung zu sein, daß ich mich seiner Herrschaft zu unterwerfen habe, er war der Mittelpunkt seiner Welt, und da er zu reden Lust hatte, hatten die anderen zuzuhören und zu antworten.

„Du mußt den Herrn schlafen lassen!“ sagte das Weib schüchtern.

„Halt's Maul, du Luder!“ sagte er und ich merkte, daß er meinetwegen vom Hausgebrauch keinen Schritt abwich.

Schließlich gab er es doch auf, mich unterhaltsamer machen zu wollen; ich hatte die Augen geschlossen, tat, als sei ich schon hinüber, da kroch er brummend ins Bett zurück, und das Weib blies dem Licht das Leben aus. Nach einigem Wenden und Rascheln trat Ruhe ein.

[456] Mir aber war der Segen des Schlafes vertrieben. Man weiß, was das heißt, den Schlaf übergangen zu haben, es gibt bei allen großen menschlichen Angelegenheiten, beim Hunger, bei der Liebe, beim Schlaf, einen psychologischen Moment und Höhepunkt, den man nicht versäumen darf. Lange genug hatte der Schlaf neben mir gestanden und gewartet, nun hatte er die Geduld verloren und war weggegangen, ich sah ihn draußen in der Nacht, wie er durch die Wälder ging und den Vögeln und Eichkätzchen liebevoll in die Nester schaute. Um mich kümmerte er sich nicht mehr. Ich beschwor ihn herbei, mit den stärksten Künsten, die sonst nicht versagen, mit Zählen, mit besonders tiefem Atmen, mit der Vorstellung eines wogenden Kornfeldes, über das der Wind streicht. Ueber vergeblichen Mühen war schon wieder ein tüchtiges Stück Nacht verloren, als plötzlich die künstlichen Betäubungsversuche so jäh unterbrochen wurden, wie wenn

man mir plötzlich in die Nervenstränge gegriffen habe, daß ein wilder, klirrender Akkord schrillte. Ein Geräusch war auf den Grund meines Bewußtseins gesunken, ein ganz leiser, katzenhafter, zögernder Schritt. Im Augenblick waren alle meine Sinne gespannt, aber das Auge konnte die Dunkelheit nicht durchdringen und das Ohr erfaßte jetzt nur Menschenatmen und das Tropfen des Regens. Nach einer Weile, in der die Nacht gleichmäßig rauschend dahinflöß, zögerte wieder ein Schritt durch das Zimmer, kein Zweifel, jemand ging auf bloßen Füßen über den Boden hin, lauschte nach mir und setzte mit unendlicher Behutsamkeit seinen Weg fort, wenn er mich schlafend glaubte.

[457] Ich war mir sogleich darüber klar, was da vorging. Dieser Mensch hatte mich durch eine Komödie von Trunkenheit getäuscht und in Sicherheit gewiegt. Er sagte sich, daß ich kein armer Reisender sei, wenn ich so freigebig sein konnte, und daß ich noch mehr Geld bei mir tragen mochte. So schloß er, es war der Gedankengang eines Diebes, vielleicht eines Mörders, und nun hatte er den Kriegspfad betreten, schlich in der Nacht herum, und vielleicht sauste schon in der nächsten Minute ein Beil oder ein Holzschleit auf die Stelle, wo er meinen Kopf wußte. Zwei Dinge waren es, nach denen sich seine Gier richten konnte, mein Rock mit der Brieftasche, der mir als Polster diente, aber vielleicht, im harmloseren Fall, der Rucksack, der zu meinen Füßen auf einer Bank lag.

Aber ich war nicht gesonnen, mich abschlagen zu lassen, ich würde ihm zu begegnen wissen, ich war kein sanftes Lämmchen, sondern ein Tier mit Zähnen und Tatzen. Ich nicht, o nein, ich hatte keine Lust, mein Leben in einem solchen Loch zu lassen und als beklagenswertes Opfer einer schauerlichen Mordgeschichte das Mitleid und die Nachrufe der Redaktionen zu erregen.

Während ich meinen Atem in tiefen Zügen regelte, brachte ich meinen Körper lautlos aus seiner bisherigen Lage und drängte ihn knapp an die Wand; nun mochte der Kerl in der Finsternis hinhauen, wo ich nicht mehr war, haha! aber dann würde ich das Wort ergreifen. Zum Glück hatte ich nur Schuhe und Rock ausgezogen, war sonst bekleidet geblieben, in der hinteren Hosentasche steckte die [458] Steyrerpistole. Ich seufzte ein wenig wie in traumerfüllten Schlaf, schob meine Hand unter mich und holte die Waffe hervor. Mit ein paar Griffen war sie gebrauchsfertig gemacht, den Mantel zog ich weg, und nicht behindert zu sein, noch fehlte mir Licht. Irgendwo war eine Schachtel Streichhölzer, es dauerte eine Weile, bis ich sie faßte, nun konnte er kommen, ich wollte ihn – beim seeligen Karl May! – empfangen, wie er es verdiente, dieser Haderlump; so schlau, wie er, war ich auch noch.

Alles das hatte einiges Geräusch gemacht, natürlich, dieses Herumkrabbeln an mir und in meinen Taschen, und als ich nun wieder ganz still lag, regte sich nichts in der Küche. Da stand er nun lauernd im Dunkeln, mit erhobenem Beil, und wartete, bis ich wieder fester schlief. Wenn ein Mordgedanke einmal so weit gediehen ist, so führt man ihn auch aus, ich wünschte es sogar und wollte nicht mehr enttäuscht werden. Es war mir, als sei ich plötzlich mit der Sendung betraut, die Ordnung der Gesellschaft zu verteidigen, die ganze Jahrtausende alte Kultur, die mühsam errichtet worden war gegen den Widerstand aller Räuberischen und Gewalttätigen im Tierwesen Mensch.

Und wirklich, da waren die Schritte wieder, diesmal nahe dem Fußende meines Lagers, das Schleichen der bloßen Füße, er war an mir vorbei und ich wußte nun, daß es meinem Rucksack galt; das war eine etwas harmlose Wendung, aber immerhin, er sollte auch nichts aus meinem Rucksack haben, kein Stück, kein durchschwitztes Wanderhemd, nicht einmal den Rest Wurst, weder das noch jenes. Zitternd [459] von den Kraftwellen des guten Gewissens, bis in die Fingerspitzen und Zehen durchspült von einem Strom hochherziger Entschlossenheit: komme, was da wolle, *fiat justitia* – barg ich mich in der Dunkelheit, bereit, sie plötzlich zu spalten und hervorzubrechen.

Jetzt, jetzt war er an dem Rucksack. Ich hörte sein Tasten über das Leinen hin, der Rucksack stand noch von der Mahlzeit her aufgeschnürt, obenauf lag das Papier mit der Wurst. Leise raschelten seine Falten unter suchenden Fingern, das gefährlichste Geräusch für alle Arten von Einbrechern und Dieben – man weiß es aus dem Theater her, wenn in den heilig-ernsten Szenen angehaltenen Atems die Bonbondüten knistern. Ein kleines, nagendes, aber durchdringendes Geräusch.

Jetzt also, jetzt wühlte er mit beiden Händen in meinem Rucksack, jetzt war der Augenblick des Ertapptwerdens für ihn gekommen. Ich hob mich in den Sitz, stemmte mich in die Nacht empor, mit Pistole und Streichholzschachtel ...

Ich riß ein Streichholz über die Reibfläche der Schachtel, die ich zusammen mit der Pistole in der Rechten hielt. Es knackste, rascher Schein flog empor.

Auf meinem Rucksack hockte die große schwarzgelbe Katze und war im Begriff, die Wurst aus dem Papier zu holen. Sie glotzte mich einen Augenblick in äußerster Bestürzung an, dann sprang sie mit einem großen weichen Satz vom Ort ihrer Uebeltat weg und fuhr mit erhobenem Schwanz durch ein Loch in der Türe hinaus.

Da war auch das Streichholz ausgeflammt, ich [460] warf es auf den Herd, es beschrieb einen schlanken, glühenden Bogen und ich hüllte mich rasch in die schützende Dunkelheit. Auf meiner Uhr leuchteten die Radiumzeiger die dritte Morgenstunde.

Und dann schlief ich wahrhaftig noch eine ganze Stunde. Mein Aufstehen und Weggehen erweckte die Gastgeber nicht. Das Nilpferd hatte sich wieder ganz in sein Lager eingewühlt, auch von dem Kind war nichts zu sehen, das Weib lag in der Dämmerung auf seinem Platz wie ein grauer Klumpen. Ich verließ das Haus mit der Behutsamkeit eines nächtlichen Banditen, als habe ich selbst in dieser Nacht irgend etwas ausgeführt, bei dessen Spurenvertilgung ich nicht gerne betreten werden möchte.

Der Himmel und die Welt lagen ganz prächtig reingewaschen und nüchtern da. Der Regen hatte aufgehört, es roch nach Nässe, die Bäume schüttelten Tropfen ab und auf der Dorfstraße standen Pfützen, die spiegelten Stücke eines stahlgrünen Himmels, so hell, als wären sie Fenster, durch die man unter der Erdkruste eine heitere und klare Innenwelt erblicken könnte.

Die Menschen sind schon eine gemeine Rasselbande, dachte ich, aber ob wir ihnen nicht doch manchmal zu viel Böses zumuten?

Dann wusch ich mich in einem Bach, stand an der Haltestelle, die ein Pflock mit einer Tafel war, wie ich vermutet hatte, und nach einer Weile kam eine erschrecklich schnaubende und wichtigtuende Kaffeemühle und brachte mich wieder nach Europa.

Der Edelmensch in Karl Mays Werken

Von Eugen Barnick

Als am 22. März 1912 Karl May in der Akademischen Gesellschaft für Literatur und Kunst zu Wien seinen Vortrag über das Thema: „Empor ins Reich des Edelmenschen“³³ hielt, ahnte niemand der Zuhörer – auch May selber nicht –, daß es sein letzter Ruf an die große Gemeinde seiner Anhänger, an die zahlreichen Freunde seiner Erzählungen sein sollte, daß bereits acht Tage später der Tod der fleißigen Hand des Dichters die Feder entwinden würde.

Es war kein Zufall, auch nicht das Haschen nach Erfolg, daß May gerade diesen Vortragsstoff wählte. Es war der Ausfluß dessen, was in ihm selber lebte und webte, dem er in all seinen Erzählungen so oft beredten Ausdruck zu geben wußte. „Es ist das Hauptthema meines ganzen Lebens, meines ganzen schriftstellerischen Wirkens; das Thema jedes einzelnen meiner Bücher“, sagte er.

Dieses Streben Mays, das Edle im Menschen zu fördern, ist bisher bei der Beurteilung seiner Werke stets nur nebenher gestreift worden, verdient aber besondere Betonung und Würdigung; es bildet **[462]** in der Tat den Grundzug seines Wirkens und ist bisher in den Schriften keines anderen Volksdichters in gleich vollkommener Art auch nur annähernd zum Ausdruck gekommen. Die Ansicht, daß die Beurteilung von Lobens- und Tadelswertem zu den verschiedenen Zeiten nicht immer gleich gewesen sei und daß es fraglich erscheinen müsse, ob hierüber überhaupt ein allgemein gültiges Sittlichkeitsprinzip aufzustellen sei, kann jedenfalls für Mays Erzählungen nicht geltend gemacht werden. Sie bringen im Gegenteil eine Lösung des Problems in der denkbar ausgeglichener Form.

Es würde natürlich über den Rahmen dieser Betrachtung weit hinaus gehen, Mays sämtliche Werke daraufhin zu untersuchen, vielmehr soll nur eine Anregung gegeben werden, wie des Dichters Werke gelesen, was aus ihnen herausgelesen werden soll, wenn man ihm gerecht werden und sich selber nützen will. Zwei kurze Blicke auf die Erzählungen „Im Reiche des silbernen Löwen“ und „Winnetou“ mögen für die gedachte Anregung genügen.

Am stärksten tritt die symbolistische Verbrämung in der erstgenannten Dichtung hervor. Wäre die abenteuerliche Reise Kara Ben Nemsis nichts weiter als das um klingenden Lohn geschriebene Buch eines den Masseninstinkt richtig erfassenden Vielschreibers, so müßte man trotzdem der Phantasie des Verfassers Bewunderung dafür zollen, daß er durch vier Bände hindurch den Leser in gleich fesselnder Spannung zu halten vermag. Aber Kara Ben Nemsis Abenteuer sind nur Mittel zum Zweck; **[463]** der Dichter schürfte tiefer. Er wollte an sinnbildlichen Gestalten und Abenteuern die Irrwege der zwiegespaltenen Menschenseele darstellen....

Ist nicht Zwiespalt in allem, was Odem hat? Beherrscht das Zwiespältige nicht eigentlich die ganze Welt? Zittert nicht in jeder Seele der dunkle Drang, diesen inneren Zwiespalt überwinden – Einheit werden zu wollen? ... Dieses Ziel aber ist der ringenden Menschheit für ewig verschlossen; denn Einheit ist die Auflösung des Rätsels „Mensch“. Sie liegt jenseits des geheimnisvollen Tores, aus dem wir in das Bewußtsein traten, durch das wir im Augenblick des Sterbens eingehen; Einheit ist die restlose Vervollkommnung aller Dinge, ist Gott selber! ...

Doch das Suchen der Seele nach Erkenntnis, das rätselhaft-unerkannte Ringen des unterbewußten Emporstrebens zum Licht schleudert den werdenden Menschen nur zu oft in den Abgrund eines hemmungslosen Dämmerzustandes. Werden die menschlichen Sinne und Handlungen nicht oft von übermächtigen Trieben bestimmt, die gleich Stimmen aus dem Dunkel der Nacht rufen? Welche scheinbar nebensächlichen, oft weitab liegenden Einflüsse vermögen über Nacht den Menschensinn zu beeinflussen! Welche Gefahren birgt allein das Pubertätsalter in sich? „In der Brust eines jeden Menschen schläft ein entsetzlicher Keim von Wahnsinn. Ringt mittels aller heitern und tätigen Kräfte, daß er nie erwache!“ sagt Feuchtersleben.

Fürwahr, hätte man der Erforschung der dunklen Wege der Menschenseele eine gleiche Sorgfalt **[464]** gewidmet, wie anderen Wissensgebieten: unsere Strafanstalten würden weniger bevölkert sein! Beherrschte uns alle das Gesetz von der Gesunderhaltung der Seele: die Kriminalistik nähme ein kleineres

³³ Siehe Bd. 34 „Ich“, S. 509.

Konto im Hauptbuche der Menschheit ein. Wer aber auf der Sonnenseite des Lebens sitzt, sieht nicht den Schatten in den Tälern der Armut, noch weniger die Kämpfe und Leiden der ringenden Menschheit; er glaubt auch nicht an die trotz allem in den Massen fiebernde Sehnsucht nach innerlicher Veredelung.

May glaubte daran. Er hatte der Menschheit etwas zu sagen. Deshalb griff er zur Feder. Und so wurde sein aus dem kultivierten Abendlande kommender Kara Ben Nemsî und dessen Diener Halef Ben Omar [sic!] – der Scheich der Haddediin – die symbolische Verkörperung des Doppel-Ichs im Menschen. Wie meisterhaft ist, in phantastische Abenteuer gekleidet, das innerliche menschliche Läuterungsprinzip durchgeführt! Mit welcher Feinheit sind die menschlichen Schwächen gezeichnet. Eitelkeit, eingebildete Größe, Herrschsucht, Torheit, Unvorsichtigkeit des Handelns, Jähzorn. Welch treffliche Nutzenanwendung weiß der Dichter zu geben; um wie viel größer steht sie zwischen den Zeilen! Hätte er dem Menschen sein Spiegelbild in trockener Sophistik gezeigt, der Mensch hätte dieses Zerrbild in jähem Zorn zertrümmert. Deshalb wählte May für seine Gleichnisse das phantastische Gewand des Orients, die Heimat des Märchens. Aber auch hier verfuhr er nicht oberflächlich. Mit welcher Naturtreue ist allein die Landschaft **[465]** geschildert! Dies konnte nur ein Dichter vollbringen, dem sein Stoff zum innerlichen Leben ward und der mit seherischem Blick die Umwelt und Helden seiner Dichtung *e r l e b t e*.

Sind die Gefahren und Abenteuer, die Kara Ben Nemsî und Halef im ersten Teile der Reise bestehen, dem Sturm und Drang der Jünglingsjahre vergleichbar, so leitet ihre Ankunft bei dem Stamme der Dschamikun zur Lebensanschauung des gereiften Mannes hinüber. Noch einmal packt beide der innere Zwiespalt und wirft sie nieder. Und wie der Tod zwar dem menschlichen Streben ein Ziel setzt, in Wirklichkeit aber die Vergeistigung des Menschen darstellt, so erstehen Kara Ben Nemsî und Halef nach langem, todesähnlichem Schlafe zu neuem Leben. Das Zügellose, Abenteuerliche, Gewalttätige weicht unter dem Einfluß einer edlen Frauenseele der inneren Vergeistigung, die sie allmählich zur Höhe des Edelmenschen trägt. – – –

Ist im „Winnetou“ zwar das Abenteuerlich-Romantische überwiegend, so beherrscht auch seinen Titelhelden das Streben nach Erkenntnis; er *s u c h t* nach der Seele. Auch hier ging May streng methodisch vor. Er wollte zwar den geistigen Aufstieg des Menschen vom Urwald- und Prärieleben bis zum Mount Winnetou, dem Höhenlande, versinnbildlichen, gleichzeitig aber auch der Vernichtung preisgegebenen roten Rasse Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Leben des verkannten, durch die Habsucht und Landgier des „zivilisierten“ Abendländers niederer Rachsucht verfallenen Indianervolkes wollte er schildern, des roten Mannes, der in **[466]** seinen unberührten geheimnisvollen Urwäldern, auf der weiten Prärie der Jagd oblag, der zu Manitou, dem guten großen Geist betete. Das Dazwischentreten des weißen Mannes, der zwar die Nächstenliebe im Munde, doch nicht im Herzen führte, sollte den dramatischen Konflikt auslösen; und nicht zuletzt sollte das „Ich“ – Old Shatterhand – beweisen, wie geistiges Hochempfinden im Kampf gegen alles Niedere und Gewalttätige den Sieg davonträgt, wie ein edler Charakter auf Umwelt und Mitmenschen schließlich doch veredelnden Einfluß zu gewinnen vermag, sie emporzieht zu wahren Menschentum.

Da May auch hier, wie bei all seinen Werken, nicht eher an die Niederschrift der Erzählung ging, als bis ihre Gestalten ihm inneres Erleben wurden, so entstand jenes fesselnde Werk voll Romantik und von bleibendem ethischem Werte, als welches sein „Winnetou“ heute vor uns steht. Dieses Volksschriftstellers Erzählungen nur unter die „Reiseromane“ oder „Jugendbücher“ zu registrieren, ist deshalb gleicherweise falsch. Ihr innerer Gehalt läßt sie als mustergültige Volksschriften³⁴ erscheinen.

Wie das Leben überall Aufgaben stellt und für den Aufmerksamen in Gleichnissen Grundlehren ausstreut, so auch gute Bücher. Sie sollen nicht alles restlos aussprechen, sondern im Leser das eigene Nachdenken anregen, indem sie ihm ein Problem stellen. Wer in diesem Sinne Karl Mays Erzählungen **[467]** liest, wird finden, daß letzten Endes alle seine Schriften Glieder einer Kette sind: der Versinnbildlichung des Edelmenschlichen! Für dieses zu wirken, liegt auch uns ob; eine Aufgabe, die ohnehin die umwälzenden Bewegungen der Gegenwart jedem einzelnen nahelegen, ja zur heiligen Pflicht machen, wenn er sich des Menschentums würdig erweisen will.

³⁴ Beweis hierfür dürfte u. a. die Uebersetzung der Erzählungen Karl Mays in die meisten Kultursprachen sein.

Heimfahrt.

Da kommt, wie tändelnd mit den Wogen,
Sich wiegend auf der leichten Bahn,
Die Barke stolz daher geflogen,
Mit vollen Segeln an den Raa'n.

Wie von der lauen Mondnacht trunken,
Liegt sie zur Seite auf dem Kiel
Und badet bei der Spiegung Funken
Den mächt'gen Bug im Wellenspiel.

Und drauf der Mensch, das Herz geschwollen,
Von Hoffnung und Vertrau'n erfüllt,
Und in der Brust, der sehnsuchtsvollen,
Der lieben Heimat teures Bild.

(1882)

Karl May.

[(469)]

Im wilden Kurdistan

Von Max Kirsch

©

Das Rätsel Karl May

Von August Niemann †

Es gibt nicht viele Schriftsteller, die es vertragen können, viel gelesen zu werden. Der Leser entdeckt, wenn er sie wiederholt liest und wenn er alle ihre Erzeugnisse durchnimmt, Fehler und Schwächen, die ihm den Autor verleiden. Anders ist es mit den wenigen großen Dichtern, die Jahrhunderte und Jahrtausende überleben.

Zu den wenigen Schriftstellern, die so viel innern Reichtum haben, daß man alle ihre Sachen lesen kann, ohne zu ermüden, gehört Karl May. Ja, es ist wahr: immer lieber gewinnt man ihn, weil eine persönliche Liebenswürdigkeit bei ihm allmählich immer deutlicher zutage tritt, die zum Forschen einlädt. Man begnügt sich nicht mit dem, was man sogleich findet, sondern denkt über den Mann nach, dessen Schicksale ein solches Ergebnis für die Welt gehabt haben. Höchst interessant wird dieser Charakter, der solches geschrieben und so unendlich viel gedacht hat. Es ist Sympathie mit einer Natur, die viel gelitten, aber sich doch durchgerungen hat zum Bewußtsein der ihm eingeborenen Ideale. Instinktiv fühlt der Leser von Anfang an, daß der Dichter dieser Werke viel gelitten hat, und, indem er **[487]** weiter liest, findet er sein ursprüngliches Gefühl durch das Nachdenken bestätigt. Auch das tiefe Naturgefühl Karl Mays verstärkt den Eindruck des Liebenswürdigen. Und es ist erstaunlich, wie groß und reich die Kenntnisse in Botanik, Geologie und Zoologie sind, die diesem Naturgefühl als Stützen dienen. Außerordentlich viel kann man lernen, während man sich zu unterhalten glaubt. Keinen einzigen Autor wüßte ich zu nennen, aus dem so viel positives Wissen zu schöpfen wäre wie aus diesem, während er gänzlich die Einbildungskraft mit einer Fülle von bunten Bildern beschäftigt und uns im Drange spannender Erzählung vorwärts reißt. Auch keinen Autor wüßte ich zu nennen, der von der berufenen Kritik und dem der Kritik folgenden Anhang so ungerecht und so grausam behandelt worden wäre wie Karl May. Es ist als ob seine Feinde seinen Charakter genau gekannt hätten, und wie die italienischen Maultiertreiber eine Hautstelle an den Tieren stets wund erhalten, um dahin zu schlagen, so haben Mays überwollende Kritiker den Dichter an der empfindlichsten Stelle angegriffen, indem sie ihn, den sittenreinsten Idealisten, als unsittlichen Schriftsteller an den Pranger stellten. Das ist offenbar Geschäft gewesen. So wie die Engländer in Politik und Krieg lügen, wo sie es für praktisch halten, haben diese Kritiker und ihre Auftraggeber die Verleumdung einfach für praktisch gehalten, um die bedenkliche Konkurrenz zu besiegen, die May ihnen machte. Und welche Schurken dann die Verfolgung des Dichters aufnahmen, das ist ein empörendes Schauspiel für den gerecht denkenden **[488]** Zuschauer. Noch schlimmer aber war der Verrat, den die erste Gattin des Dichters an ihm verübte. Kaum glaublich ist ihre Handlungsweise: in einer für die Lebensstellung, den Ruf und den Besitz Karl Mays entscheidenden Angelegenheit verbrannte sie die Dokumente, die ihren Gatten rechtfertigten. Daß Karl May inmitten seiner dichterischen Arbeiten, überanstrengt und von Pflichteifer getrieben, bei dieser Katastrophe nicht den Verstand verlor oder an der Frau, die ihn jahrelang belogen und betrogen hatte, ein Verbrechen beging, ist ein glänzender Beweis für seine Geistesstärke und Seelengüte.

Karl May ist von der Kritik noch nicht genug gewürdigt worden. Er ist ein Problem, dessen Erforschung für die literarische Produktion überhaupt wertvoll ist. Es finden sich so viele einander widersprechende und auch rätselhafte Seiten in diesem Charakter, daß man oft geneigt ist, bei ihm von Hypnose zu reden. Ganz unerklärlich ist u. a. seine Behauptung, seine Erzählungen seien lauter Gleichnisse. Das erscheint ganz verkehrt, will aber untersucht sein. Ein Gleichnis muß kurz und treffend sein. Z. B. das Gleichnis vom Säemann, das Christus gebraucht, ist wundervoll, sofort einleuchtend und aufhellend. Nun denke man sich aber, es wären die Stiefel, die Schürze, kurz das ganze Aeußere des Säemanns beschrieben! Wo bliebe da das Packende? Karl May beschreibt bei seinem Hadschi, der die menschliche Anima darstellen soll, alle Einzelheiten des Aeußeren und macht dessen Reden ganz ausgedehnt und ausführlich. Da erstickt das Beiwerk den Kern der Sache, und die Anima **[489]** wird nicht heller, sondern dunkler, so dunkel, daß kein Leser sich im Gleichnis zurechtfindet. Man ist genötigt, an ein zweites Gesicht beim Autor zu denken, dem nur er, der Autor, nicht aber der Leser folgen kann.

Ganz unverständlich bleibt der Widerspruch zwischen Karl May, dem Dichter, und der Persönlichkeit Karl May als Mensch, Staatsbürger und Ehemann. Er bezeichnet seine erste Frau als eine Schönheit, kennt sie

aber manches Jahr lang genau genug, um ihren Charakter zu verstehen. Nun ist er körperlich sehr stark und stattlich, und als Held in seinen Erzählungen übertrifft er alle Menschen an Klugheit. Als seine Frau ihm erzählt, sie hätte seine Akten verbrannt, weil sie mit Frau Münchmeyer befreundet sei und nicht wünsche, daß er seinen Prozeß gegen sie gewänne, da, schreibt er, macht er es wie stets in solchen Fällen, das heißt, er nimmt seinen Hut und geht weg. Da sagt sich der Leser: wenn du nicht den Hut, sondern den Stock genommen hättest, wäre es richtiger gewesen, und wenn du deine Frau von Anfang an in solchen Fällen windelweich gedroschen hättest, so wäre sie nicht allein schön, sondern auch gut gewesen. Der Leser findet, daß dieser überaus kluge Dichter in der Ehe überaus dumm ist. Liebe hat ihn nicht gebändigt und verführt, denn sonst hätte er sich nicht scheiden lassen, als er völlig überzeugt wurde, daß seine Frau immer auf seiten seiner Feinde stand. Nein, es ist einfach ein unlösbarer Widerspruch.

Alle wahren Dichter kommen in viel Ungelegenheit und Unglück, weil sie in Betrachtung des Ideals **[490]** das Leben vergessen, aber nur sehr wenigen ergeht es doch wie Karl May. Ganz weltfremd, ganz harmlos wandert dieser Mann mit dem großen Herzen und dem tiefen Wissen, erfüllt von Nächstenliebe, in die Strafanstalten. Und ebenso pilgert er unter die Schufte des Geschäftslebens, die ihn bestehlen und betrügen. So geht ein Kind lächelnd zum Tiger, um ihn zu streicheln. Er hat nicht mehr Talent sich zu verteidigen, als ein Krebs ohne Schale. Hätte er nur so viel Geschäftssinn gehabt wie irgend ein beliebiger Kommiss, der im offenen Laden Heringe verkauft und mit den Köchinnen Spässe macht, so mußte er steinreich werden, Orden bekommen, Hofrat werden. Denn nach Millionen zählen die Bände seiner Werke, die das Publikum gekauft hat. Aber in bescheidenen Verhältnissen lebte und starb er, wußte es auch nicht zu benutzen, als sein Hauptgegner von ihm verbreitete, er hätte sechs Millionen verdient, sondern grämte sich über diese Angabe, auf die gestützt ein Geschäftsmann wirkliche sechs Millionen hätte erwerben können. Muß man nicht Sympathie haben mit diesem unglückseligen großen Kinde? Sechs Millionen! Wie die Hüte herunterfliegen und die Rückenwirbel sich krümmen, wo ein Mann mit sechs Millionen auftritt! Und Karl May grämt sich, fürchtet Neid. Natürlich erweckt diese Summe den Neid, nämlich den ehrfurchtsvollen, den bewundernden Neid und zugleich höhere Angebote der Verleger, verstärkte Kauflust des staunenden Publikums.

Ja, diese Geistesanlage des Dichters ist hinsichtlich **[491]** seines irdischen Wallens eine miseranda, hinsichtlich der wirkenden poetischen Kraft aber eine mirabilis. Man lese Karl May! Kann ein Mensch unglücklich sein, der so viele Mitmenschen glücklich macht? Und ist er selbst, sind seine Leser nicht glücklich unter der Fülle der Gesichte, die sie über die Drangsal der Alltäglichkeit mit ihrem Elende hinweghebt?

Karl May ist ein Rätsel nicht nur in seiner Person, nein, auch in seinen Werken. Keine Aehnlichkeit mit irgend einem anderen Schriftsteller, selbst mit denen nicht, die wohl mit ihm zusammen genannt werden als Verfasser von Abenteuern in fremden Ländern, wie Cooper, oder als Darsteller landschaftlicher Besonderheiten. Mit Dichtern von besonders starker Phantasie, wie Alexander Dumas, Gerstäcker, Jules Verne, hat er eben nur diese Unerschöpflichkeit der Erfindung gemeinsam, sonst sehr wenig.

Was bei Karl May ganz besonders dasteht, ist zunächst seine genaue Kenntnis des Technischen. Er erzählt wie ein Akrobat, ein Preisschütze, ein Faustkämpfer, ein Kunstreiter erzählen könnte, alle Handgriffe, alle Wendungen, alle Kunstgriffe des Einzelkampfes, der Pferdedressur und der Jagd, der Navigation und des Polizeidienstes sind ihm vertraut. Alsdann fällt uns sein hervorragendes Wissen auf, namentlich in den Naturwissenschaften, dann aber in so ziemlich allen anderen Wissenszweigen und in der Kunst der Musik. Es ist als ob er in sich verkörpert alle Mitarbeiter eines Konversationslexikons trüge und auch Gefallen daran fände, dieses Wissen zu zeigen. Ob am Stillen Ozean oder in Afrika oder **[492]** unter den Indianern, er kennt alle Sprachen, alle Dialekte, geschweige denn die europäischen Sprachen. Alsdann tritt er in seinen Ich-Romanen, wo er sich Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsis nennt, als ein gläubiger Christ hervor, der an Klugheit, Weisheit, Güte, Körperkraft und Gelenkigkeit alle anderen Personen der Handlung bei weitem übertrifft. Und es ist sicherlich seine christliche Gesinnung, seine Nächstenliebe, die den dramatischen Abschluß gefährlicher Konflikte verhindert. Wenn der Knoten der Verwicklung so geschickt geschürzt ist, daß man gespannt ist, wie das enden soll, dann löst sich der gordische Knoten sanft und allmählich in seine einzelnen Fäden auf, und die Erzählung läuft wie ein Bächlein durch die Wiese seinem milden Versickern zu.

Karl May liebt das Blutvergießen nicht, wie er des öfteren deutlich verkündet; er beendet, wenn es nicht

anders geht, den Streit durch einen Kugelschuß in die Stirn, ab liebsten aber durch einen Faustschlag an die Schläfe, der den Gegner für einige Minuten oder länger betäubt, doch nicht tötet. Aber ein Apostel Johannes mit seinen „Kindlein liebet euch einander“, verschmolzen in eine Figur mit dem Herkules und auch noch dem unfehlbaren Schützen Lederstrumpf ist eine rätselhafte Erscheinung. Kastor, der reisige Held, und der Kämpfer der Faust Polydeukes wurden ihrer Heldentaten wegen von den Alten in den Himmel versetzt; wohin sollen wir Old Shatterhand setzen, der beider Tugenden in sich vereinigte und dazu noch die des Apostels der Liebe? Eine erstaunliche, eine **[493]** rätselhafte Einbildungskraft, eine unerschöpfliche Erfindungsgabe bringt diese wunderbare, in der ganzen Literatur der Welt einzig dastehende Dreigestalt in alle möglichen Verhältnisse, um sie triumphierend daraus hervorgehen zu lassen. Und durchweht ist die ganze Darstellung von einem ebenso rätselhaften Wissen. Man sollte meinen, daß ein ganzes, noch so langes Menschenleben nicht ausreichen könnte, so viele Kenntnisse, selbst nicht aus Tausenden von Büchern, zusammenzubringen. Daß dies alles aus dem Kopfe kommt, daß alle diese Wissenschaft spielend eingeflossen wäre während der Erzählung, das ist ganz unmöglich. Mezzofanti und Humboldt zusammen hätten diese Kenntnis aller Sprachen und aller sichtbaren Dinge nicht aufgebracht. Der Leser findet, abgesehen von diesen Kenntnissen, mit denen er seine Bildung unter allen Umständen bereichern kann, viel, sehr viel von dem, weswegen er zu lesen angefangen hat, nämlich anmutige, fesselnde Unterhaltung. Er findet wundervolle landschaftliche Schilderungen und eine beständige wechselnde Folge von spannenden Handlungen, nur, wie gesagt, läßt ihn die Hoffnung auf dramatische Lösung des Ganzen im Stiche. Stets liegt der Höhepunkt ein gut Stück vor dem Schlusse und der Schluß selbst hat eine abgestumpfte oder abgebrochene Spitze. Zum Teil ist das die Schuld des Christentums. Wenn Herkules und Lederstrumpf nach der Palme des Sieges greifen, kommt Johannes und reicht ihnen den Oelzweig. Aber nicht allein dies etwas aufdringliche Christentum schadet dem Drama, sondern die Begabung des **[494]** Dichters ist mehr episch. Er weiß ganz gut, daß auch der gläubige Christ nicht unbedingt auch der beste Kunstschütze, geschickteste Rossebändiger und stärkste Faustkämpfer sein muß, aber es sieht so aus, als ob er das verlange, und darüber löst sich die Schlinge der ungemein geschickt angelegten Verwicklung, ohne bis zuletzt zusammenzuhalten. Ein Rätsel in der Kunst Karl Mays. Wer erst mehrere seiner Erzählungen gelesen hat, sagt sich schon gegen Schluß bei den ärgsten Gefahren des Helden: nun, es wird so schlimm nicht werden. Old Shatterhand ist ein Christ.

Ein Rätsel ist ferner auch das Verhältnis des Dichters zu seinen Gestalten. Andere Dichter bringen einen Helden auf die Bühne, von dem man weiß, daß er der Sage, der Geschichte oder der Phantasie entnommen ist. Wenn Alexander Dumas Ludwig XIV. genau beschreibt, so weiß man, daß der König hundert Jahre vor des Erzählers Geburt gestorben ist und daß Dumas ihn nicht persönlich gekannt hat. Aber von Old Shatterhand weiß man niemals, ob er Karl May ist oder nicht. Sehr oft, gerade in seinen spannendsten Geschichten, sagt der Dichter: „Ich“, und dann zeigt sich, daß „Ich“ Old Shatterhand ist. Das geht den Leser im Grunde nichts an. Es wird eine Geschichte erzählt, und wer sie hören mag, der mag sie hören. Dennoch ist das Interesse des Lesers an dem wunderbaren Reiter, Jäger und Faustkämpfer so groß, daß er sich fragt: hast du, Karl May, das alles erlebt? Denn beim Ich-Roman verwechselt der Leser sich selbst mit dem **[495]** Helden, und das soll er doch auch. Darin liegt das gesteigerte Interesse.

Unvergleichlich ist der Reichtum an Bildern und Betrachtungen, die in den zahlreichen Werken dieses rätselhaften Mannes in buntem Tanz vorüberziehen. Und durchaus belehrend nicht nur für die Jugend, sondern auch für das weniger empfängliche, gereifte und hohe Alter sind seine Schriften. Ob sie dasselbe Interesse für das weibliche Geschlecht wie für das männliche haben, weiß ich nicht, doch glaube ich, daß Karl May hauptsächlich für Knaben, Jünglinge und Männer die erwünschte Lektüre ist. Das erotische Element fehlt gänzlich; Kämpfe, Reisen, Abenteuer im Drange der Wüste, des Ozeans, der Gebirge und der Feindschaft fremder Völkerschaften füllen alle die Bände aus, die zu Millionen in der Welt verbreitet und in viele fremde Sprachen übersetzt worden sind.

Rätselhaft, doch eine große Persönlichkeit und ein großer Schriftsteller ist Karl May.

Einsicht.

Schau nicht, schau nicht so um dich her,
Als ob da deine Welt sich breite!
Die Erde nicht und nicht das Meer
Zieh deinen Blick ins Weite.
Du wohnst hier nur im Wanderzelt;
Die Heimat fordert all dein Sinnen,
Und suchst du *d e i n e w a h r e W e l t*,
So richte deinen Blick nach innen!

Bau nicht, bau nicht ein festes Haus
Als Heim auf ird'schen Grund und Boden!
Man trägt dich doch dereinst hinaus
Und legt als tot dich zu den Toten.
D e i n w a h r e s H e i m, es ist nur dort,
Wohin du lebst und denkst, zu schauen,
Und jede Tat und jedes Wort
Trägst du zu ihm, um es zu bauen.

Trau nicht, trau nicht dem ebenen Weg,
Den Tausende durchs Leben wandern!
Weich ab, weich ab zum steilen Steg
Und laß sie lächeln all die andern!
Sieh auf die Toren nicht zurück
Und achte nicht auf ihre Stimmen:
Denn wisse wohl, *d e i n w a h r e s G l ü c k*
Liegt hoch und läßt sich nur erklimmen!

(1907.)

Karl May.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1920

Artbauer, Otto Cäsar	29.10.1878	1916
Barchewitz, Lisbeth	1890	1978
Barnick, Eugen	30.11.1856	?
Barthel, Fritz	03.08.1881	19.04.1960
Beissel, Rudolf	06.04.1894	11.07.1986
Beuter, Erich	?	?
Brandis, Sibylle (= Lisa Barthel-Winkler)	02.01.1893	1966
Caro, Max	26.06.1881	23.01.1920
Ernst, Franz	?	?
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Gottstein, Otto	1892	1951
Hané, Wilhelm	28.07.1880	06.09.1950
Hellwig, Albert	29.11.1880	03.12.1950
Kirsch, Max	1890/91	?
Leutwein, Paul	26.04.1882	24.08.1956
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Niemann, August	27.06.1839	17.09.1919
Rausse, Hubert	11.10.1885	22.02.1947
Rhein, Ludwig	30.03.1894	27.03.1988
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Schworm, Karl	14.04.1889	06.05.1956
Sehling, Emil	09.07.1860	30.11.1928
Strobl, Karl Hans	18.01.1877	10.03.1946
Urban, Wenzel	1869/70	09.05.1919

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.